

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000820743



I 50328

The book cover features a dark, textured background. In the upper half, there is a large, stylized graphic of a cross. The cross is composed of a large, dark grey, three-dimensional-looking cross shape. Inside the vertical bar of this cross is a large orange circle. Within the horizontal bar of the cross is a smaller, dark grey cross. Below the cross graphic, a light grey, three-dimensional-looking path or road leads from the bottom left towards the center. The title and author information are printed in a light, sans-serif font at the bottom.

E. GRABOWSKI
KREUZE
AM WEGE
PRIEBATSCH'S VERLAG-BRESLAU

1.207, 90

1.91 netto

Pracownia Śląska



KREUZE AM WEGE

ERZÄHLUNGEN
UND SKIZZEN
VON
E. GRABOWSKI

UMSCHLAG VON ERICH MURCKEN

PRIEBATSCH'S VERLAG
BRESLAU U. OPPELN

5020

38

50328

I

S. Wojko i Ska
Tarn. Gory 1 XII 1938
Cena 1'91



Inhalt

	Seite
1. Das neue Haus	5
2. Wer in der heiligen Nacht stirbt . .	41
3. Im Jagen 110	51
4. Am Hüttenteich	61
5. Einsamkeit	68
6. Marinnas Hochzeitstag	77
7. Das einsame Licht	84
8. Das Geheimnis des Waldhauses .	93
9. Drei Sommertage	110
von Gertrud Grabowski	

Das neue Haus

In der niederen Stube seines haufälligen Häuschens lag der Bauer Lorenz Malik auf der hölzernen Bank und schlief in den hellen Sommerabend hinein. Er schlief fest, wie ein gesunder Mensch schläft, nach schwerer Arbeit. Seine jungen, sehnigen Glieder ruhten auf dem harten Holz so bequem, wie auf dem weichsten Ruhebett. Seine breite Brust hob sich in gleichmäßigen, kräftigen Atemzügen; tik — tak, tik — tak, sang die alte Wanduhr dazu. Die tieffstehende Sonne lugte durch die kleinen Fenster Scheiben und warf ihren verklärenden Glanz in das ärmliche Zimmer, auf die gebräunte, von dichtem Blondhaar beschattete Stirn des Schlafenden.

Da knarrte die Thür; in ihrem Rahmen erschien eine alte Frau. Es war eine große, in Arbeit und Entbehrung dürr gewordene Frau mit harten, energischen Gesichtszügen.

„Lorenz, stehste heut nich auf!“ rief sie hinüber zu dem Schläfer. Doch der rührte sich nicht. Da ging sie nahe an ihn heran mit schweren, schlürfenden Schritten und rüttelte ihn derb an der Schulter.

„Ja wa — was is d'n“, brummte er verschlafen.

„Aufstehen sollste“, schrie sie ihm ins Ohr, und rüttelte ihn kräftiger.

Da wurde er völlig wach und sprang in die Höhe: „Was willst' denn, Mutter?“ fragte er.

„s' Dach wollste doch flicken“, sagte sie.

„Ja so — das Dach!“ gab er gedehnt zurück.

Ein Schatten flog über das frische Gesicht. „Schad' um jeden Nagel, den man reinschlägt“, murmelte er, stand aber doch auf und holte sein Handwerkszeug. Wenige Minuten später saß er auf dem tief herabhängenden Dach und flicke emsig daran herum. Es war ein mühevollles Arbeiten; denn Balken und Sparren waren morsch und alt, kein Nagel wollte mehr halten. Ermüdet ließ der Bauer die Arbeit ruhen, wischte den Schweiß von der eckigen Stirn und ließ die Augen sinnend umherschweifen. Aber es waren nicht die Reize der hügeligen, von dunklem Nadelwald umsäumten Landschaft, nicht die zerstreut liegenden Blockhäuschen, mehr oder minder haufällig als das seine, die ihn fesselten. Mitten aus dem Gewirr grauer Moos- und Schindeldächer hob sich leuchtend ein rotes Dach und zog ihn an mit magnetischer Kraft. Seine Blicke bohrten sich förmlich hinein, und häßliche neidvolle Linien gruben sich in seine vollen, durch ein blondes Bärtchen geschmückten Lippen.

Verdroffen nahm er endlich seine Arbeit wieder auf. Um ihn herum flammte und glühte der Scheidefuß der sinkenden Sonne; er schien es nicht zu bemerken.

So emsig hantierte er mit Stroh und Bindfaden, daß er auch die Bäuerin nicht sah, die langsam über den Hof kam. Sie sah einige Sekunden in die leuchtende Abendröte, die mit ungewöhnlicher Farbenpracht Himmel und Erde zu verschmelzen schien, dann glitt ihr Auge hinunter zu der tief gelegenen Wiese, auf der das Heu in hohen Regeln fertig zum Einfahren stand.

Zufrieden nickte sie vor sich hin; die Aussicht auf gutes Wetter beruhigte ihre Sorgen um den kostbaren Ernteseegen. Sie wandte sich wieder dem kleinen Hause

zu. Die schwache Rauchsäule, die aus dem schiefen Schornstein aufstieg, mahnte sie an ihre Hausfrauenpflicht. — Es galt, das Nachtmahl zu bereiten.

Und wie sich ihr Denken um Mehlsuppe und Kartoffeln drehte, blieb ihr Auge auf dem Sohne haften, dem sie von unten herauf gerade in das ausdrucksvolle Gesicht sah.

Verwundert bemerkte sie die verdrießlichen Falten auf seiner Stirn.

„Was haste denn, Lorenz“, fragte sie zu ihm herauf, „was ziehste denn so'n schiefes Maul? Ich mein', du solltest heute doch gerade lustig sein!“

Er hob den Kopf und sah erstaunt auf die Mutter herab. „Na ja, ich dacht halt, weil du's Geld endlich zusammen hast!“

„Und das der Rosenberger gleich wieder genommen hat“, erwiderte er kalt. „Was hab' ich davon, bauen kann ich doch nicht.“

„Bau'n?“ fragte sie verwundert. „Ja, was willst'n bauen. Ich kann meiner Seele nich d'rauf kommen?“

„Na, schau dir doch mal die Kaluppe hier an!“ rief der Bauer, und sprang vom Dache herab.

„Sieh' die Risse in den Wänden, und's Dach! — Ich glaube, der nächste Wind segt's weg! Kein Nagel hält mehr im Holz!“

Mit den Augen folgte die Alte den Weisungen des Sohnes. Sie sah die schiefen, zerrissenen Lehmwände, das alte Dach, das nur noch zusammengehalten wurde von den wuchernden Moosen, und — sie lächelte. Es war das überlegene Lächeln des Alters allzu stürmischer Jugend gegenüber.

„Na, 's hält schon noch 'ne Weile“, sagte sie gelassen. „'s nie nich andersch gewesen, und ich kenn's nu schon

h'fchzig Jahre. 's is ja auch nich das, ich kenn dich ja. Mußt halt immer was haben zum Aergern.. Nu, wo de froh sollst sein, daß de die Schulden los bist und 's Häusel dein ist, nu haste wieder was andres."

Er schwieg und nagte verdrossen an seiner Unterlippe. Sie hatte ja so recht, die Mutter, aber konnte er dafür, daß sein Blut so stürmisch durch die Adern rann? Daß es ihn vorwärts trieb, immer vorwärts, an dem heiß ersehnten, kaum gewonnenen Ziele vorüber zu immer neuem Schaffen, immer neuen Wünschen! Und wenn es nicht wäre, dieses Drängen und Treiben, wenn sein Wünschen müde, sein Schaffen träge wäre, würde es sich lohnen, darum zu leben? Unwillkürlich streckte er die sehnigen Arme von sich. Er fühlte die schwellende Kraft seiner Jahre, den heißen Drang sie zu betätigen, und er sollte zufrieden sein in den armen Verhältnissen einer vergangenen Zeit? Nimmermehr! Er müßte sterben, wenn diese Kraft unterdrückt, sein Wille gelähmt würde. Diese Kraft, die ihn getrieben, den sandigen Acker zu lassen und drüben in der nahen Stadt sein Glück zu versuchen. Er lächelte zufrieden; ein schönes Stück Geld hatte er verdient bei den Neubauten.

Dann glitten seine Augen über das kleine baufällige Haus, in dem er geboren war; hinunter senkten sich seine Blicke auf das stille Dorf, und mit heißem Begehren ruhten sie auf dem einzigen roten Dach da unten, das stolz vom Reichtum sprach.

Solch ein Dach, und darunter das Gebälk von festen Eichenstämmen und die Wände von gebrannten Ziegeln!

„Das bau' ich mir, bei Gott ja!“ rief er laut. „So'n Haus Mutter, wie 'm Altrich sein's.“

Die Alte sah ihn an, scheu, als fürchte sie für seinen Verstand. Wie sie ihn aber so ruhig vor sich sah, mit dem festen sicheren Blick seiner Augen, da spielte ein Lächeln um ihren welken Mund.

„Dumm bist nich', wär' freilich scheen, so'n Haus“, meinte sie belustigt.

„Ja, aber dazu gehört Geld! Ich mein', 's hätt' gerade gelangt, was ich heute dem Rosenberger gegeben hab'; und da soll man sich nich' ärgern!“

Mit einem halb unterdrückten Fluche raffte er sein Arbeitszeug zusammen.

Die Abendröte war verblaßt. Am Himmel schwammen noch einige lichte Wolken und warfen rosige Schatten auf die dämmernde Erde. Krähenzüge suchten lärmend ihr Nachtquartier. Von den Wiesen zog gemächlichen Schrittes das gesättigte Vieh nach den Ställen. Mit freischender Stimme schrien die Hirtenbuben ihre Abendlieder.

„'s Vieh wird schon eingetrieben!“ sagte die Alte und ging in die Küche, um endlich das Nachtmahl zu bereiten. Sie ging langsamen Schrittes, in ungewöhnliches Denken verloren.

Die Idee mit dem Hause wurde ihr immer vertraulicher, und nur das nötige Geld dazu machte ihr Kopfzerbrechen. Es hatte Jahre gedauert, ehe Lorenz das Geld für die Hypothek zusammen hatte, die auf dem kleinen Anwesen lastete; seine ganze Burschensorglosigkeit war darüber verloren gegangen. Sollte er wieder so lange schuften und darben, bis er seine Wünsche ausführen konnte? Das ging nicht, da mußte anders Rat geschafft werden. Aber nein, vielleicht hatten sie Glück in der Lotterie. Die Franzel vom

Schmied hatte leztthin auch 700 Mark gewonnen. — Die Sache mußte überlegt werden.

Und sie grübelte weiter, wie sie am Kochherd stand und den prasselnden Speck in die Suppe goß. Dabei fiel ihr Blick durchs Fenster über den Hof, und sie sah ihren Lorenz, wie er schaffend hin und her aing. Sie sah seine schlanke und doch kräftige Gestalt, sein kühn geschnittenes Gesicht, mit dem Wall blonder Haare um die klare Stirn, und sie sagte sich, daß er ein strammer Bursche sei, der sich sehen lassen konnte. Da kam ihr auf einmal ein heller Gedanke. Dem konnt's ja nicht fehlen, der hatte sein Glück in der Hand, in der derben arbeitsfesten Hand. Er brauchte nur zugreifen, nur diese Hand hergeben für Haus und Hof. — Das reichste Mädchen im Dorf war ihm sicher.

So ungefähr schoß es ihr plötzlich durch den Kopf, und sie ließ Mehlsuppe und Kartoffeln stehen und ging zurück in den Hof, hastig, aufgeregt; mit einer für ihr Alter ungewohnten Eile, daß die Zipfel ihres roten Kopftuches flogen.

„Lorenz, Lorenz!“ rief sie ihn.

Er stand unter dem Wirtschaftschuppen und besichtigte die schadhafte Ackergeräte.

Wie er die Mutter auf sich zukommen sah mit dem listigen Blick in den kleinen Augen, schob er den runden Hut ein wenig in den Nacken, fuhr mit dem Ärmel seines groben Leinenhemdes über die schweißige Stirn und erwartete sie, verwundert, was sie ihm zu sagen hatte. Es kam nicht leicht vor, daß sie das Abendbrot im Stich ließ, um sich mit ihm zu unterhalten.

„Bist doch 'n rechter Sumlack, Lorenz“, rief sie, näher gekommen, ihm zu.

„Kannst leicht zu 'nem Haus kommen, brauchst nur 'n Mädcl' neh'm', die 'n Bissel was hat. — Ich wüß' eine“, fuhr sie, ihn von unter herauf anblinzeln fort, „die nimmt dich, brauchst nich viel um sie herumgeh'n.“

Fragend sah er die Mutter an. Wen nur konnte sie meinen? Die Zula? — Die hatte ja weniger als er.

„Nu, merkste nisch? — Die Christa vom Allrich mein ich halt.“

„Soo, an die habt Ihr gedacht“, entgegnete er langsam. „Ja, was soll denn nachher aus der Zula werd'n?“

Die Alte fuhr zurück, als habe sie eine Natter gestochen. Ein flackerndes Rot trat in ihre eingefallener Wangen; sie zupfte und rückte an ihrem Kopfstuch herum und schielte forschend zu dem Sohne hinüber.

„Ja, wie meinst'n das“, fragte sie endlich lauernd. „Wirst doch nich' Ernst machen mit der!“

„Doch Mutter“, erwiderte er gelassen.

Da überkam sie der Zorn. „So'n Bettelmensch!“ rief sie aiftia.

Er suchte die Achseln. Das erreagte sie noch mehr. „Hast der was Feines ausaesucht!“ höhnte sie. „Die Mutter is ja auf der Straß gestorben, damals, ohne Beichte und Pfarrer! Wird was Rares sein, 's Kind von so einer!“

„Mutter!“ drohend rief er es, und seine Hand hob sich zum Schläge.

Es gibt Augenblicke im Leben der Bauern, wo bei aller Pietät für die Mutter, die oft stark ausgeprägt ist, doch die Herrschaft des Mannes überwiegt. Solch einen Augenblick schien die Alte zu fürchten.

Sie duckte sich erschrocken. „Jesses Maria!“ schrie sie auf. „Willst mich gar totschlag'n weg'n dem Mensch!“

Beschämt, den aufquellenden Zorn bemeisternd, ließ er die Hand sinken. Mit finsterem Blick wandte er sich von der Mutter ab.

Sie sah ihm nach und wurde ruhig.

Jetzt, das wußte sie, war sie sicher vor ihm; und die günstig gewordene Lage rasch benützend, rief sie weinerlich:

„Mach, was du willst. Ich hab' so nich mehr viel zu suchen auf der Erde; wegen meiner kann de Wirtschafft drunter und drüber gehn.“ — — „Wenn d' Zula Bäuerin wär — oder“, sie sah ihm scharf ins Gesicht — „glaubst etwa, daß je dazu taugt?“

Wie er litt unter ihren Worten! Hatte er sich doch oft schon dasselbe gefragt.

Scheu wich er dem Blick der Mutter aus. „Sie wird sich gewöhnen“, meinte er unsicher.

„Das wird sie nich!“ rief die Alte überzeugt, „und dann denkste wirklich, die Zula wird anderscht wie ihre Mutter? Das liegt schon so im Blut!“

Sie warf noch einen halben Blick auf ihn und schlich sich fort, zufrieden vor sich hinnickend. Ganz umsonst hatte sie nicht gesprochen, dessen war sie sicher. Und sie täuschte sich nicht. Ihre listige Rede hatte Eindruck auf Lorenz gemacht, hatte die schlummernde Habgier in seinem Herzen zum quälenden Leben erweckt.

Er atmete schwer. Einen Blick warf er hinunter ins Dorf, einen brennenden, neidvollen Blick. Wie hell das rote Dach im Mondlicht dalag. Wie es lockte und warb. — „Sieh“, sprach es zu ihm, „wenn du freiest unter meinem Schutze, fährst du mit den stattlichen Pferden zur Kirche und sitzt auf dem Ehren-

platz dicht vor der Kanzel; dein Sonntagsrock ist vom feinsten Tuch. — Ist doch die Christa des reichen Scholzen einziges Kind.“

Dem Lorenz trat der Schweiß in dicken Tropfen auf die Stirn. „Teufel auch“, rief er, sich hinter den Ohren krauend, „das is 'ne Geschichtel!“

Langes Grübeln und Brüten ist des Bauern Sache nicht. Auch Lorenz tat es nicht. Es gab noch lange keinen Feierabend für ihn. Der Dünger war zu wenden, Häffel zu schneiden, die Bottiche zur Morgentränke frisch zu füllen. Seine alte Mutter besorgte den Acker nur mit Hilfe einer ganz jungen Magd, während er in der nahen Stadt dem Maurerhandwerk nachging — da galt es in den freien Stunden tüchtig zu helfen. Als endlich alles getan war und er, dem Rufe der Mutter zum Nachtmahl folgend, die Küche betrat, gab's ihm einen Stich ins Herz, und er kehrte wieder um. Es war ihm unmöglich, den Abend mit der Mutter zuzubringen; gährend stieg ihm das Blut zu Kopfe und raubte ihm den Atem.

Alles was die Mutter zu ihm gesprochen, zog im bunten Wechsel durch seinen Geist und bohrte sich werbend in sein Hirn.

Rauchend saß er auf der schmalen Bank vor dem Hause. Vor ihm lag das Dorf in grauer Dämmerung. Feucht und schwül stieg die Nacht auf und breitete dunstige Schleier über Wald und Wiesen.

Mit grauem Pinsel löschte sie jegliche Farbe aus, auch die des roten Hauses. Der Mond, der im ersten Viertel stand, verblaßte. Still ward's ringsum, nur hie und da das verhallende Bläffen furchtjamer Hunde, der heisere Schrei eines jagenden Raubvogels, das Schleichen mordgieriger Katzen.

Da erhob auch Lorenz sich endlich. Noch einmal machte er die Kunde durch sein kleines Anwesen; überall fand er Ruhe, überall die Herrschaft der Nacht.

Da klopfte er seine Pfeife aus, zertrat die noch glühenden Funken und suchte sein Lager auf.

Das leuchtende Abendrot hatte gelogen. Drohende Wolken waren mit dem jungen Morgen heraufgezogen und hingen den Tag über schwer über der Landschaft. Als Lorenz nach Arbeitschluß nach Hause kam, kostete es Schweiß und harte Arbeit, das Heu rechtzeitig zu bergen. Bis zum Anbruch der Nacht schaffte er mit der Mutter und der jungen Magd; so kam das Heu noch glücklich unter Dach, und als der Regen wolkenbruchartig niederging, war die Wiese frei.

Lorenz stand, Tabak kauend, in der Haustür und sah unmutig in das Toben des Wetters.

Seine Stirn furchte sich. Vom Himmel rauschte der sturmgepeitschte Regen mit noch nie erlebter Heftigkeit.

Das konnte schlimm werden. Er hatte zwar nichts zu fürchten, denn seine Felder lagen hoch und die Wiese war leer, aber die tief gelegenen Grundstücke des Nachbarn; schon jetzt lagen sie zum Theil unter Wasser. Es waren dem Allrich seine, dem freilich bedeutete ein Ernteaussfall nicht viel.

Mergerlich gruben sich seine Zähne in den zähen Tabakfnäuel.

Allrich! Da war er schon wieder, der Name, der ihn seit gestern nicht mehr losließ.

Was er auch tat und dachte, überall drängte er sich ein, und daneben tauchte wie ein lockendes Märchenbild

das rote feste Haus auf mit seinen blizenden Fensterreihen.

Wie es sein Blut erhitzte! Wie es wuchernd sein warmes Lieben erstickte!

Julischka! Ganz verblaßt stand ihr liebliches Bild vor seiner Seele, wie etwas Fernes, Vergessenes.

Und er hob den Blick nach jener Gegend, wo er das winzige Häuschen wußte; kleiner, schiefer, rissiger als das seine.

Er sah es nicht. Ein Streifen dünnen Kieferntwaldes verdeckte es ihm. Aber sein Geist durchbrach die grüne Wand, durchbrach die morschen Bohlen der arm-seligen Hütte, und er sah sein Mädchen, den zierlichen Kopf nach der Thür gewandt — lauschend auf seinen Schritt. Oft hatte er sie so beobachtet.

Wie dann bei seinem plötzlichen Eintritt die Freude aus den braunen Augen leuchtete, von den roten Lippen sprudelte!

Und auf einmal kam eine große Bangigkeit über ihn, eine unendliche Sehnsucht, sie wiederzusehen. — — — Doch es sollten viele Tage vergehen, ehe der Weg zu ihr frei wurde. Die Bäche, die vom Gebirge kommen, haben seichte Betten, und ihre zerrissenen, versandeten Ufer reden deutlich genug von ihrer Wildheit. So glich auch heute das Land, so weit das Auge reichte, einem wogenden See. Jegliche Wassergrenze war verwischt, grollend bäumten sich die rasch fließenden Quellen auf, entwurzelten Bäume, untergruben die Brückenpfeiler und wälzten sich ins Dorf, drangen in die Häuser, gefährdeten das Vieh in den Ställen. Ja selbst vor der geheiligten Kirchhofsrube machten sie nicht halt; sie wühlten die Gräber auf und rissen die Toten aus ihrer Schlummerstätte. Es war eine grausige, schwere Zeit!

Doch die Bauern sahen nicht müßig zu. Jeder spannte seine Kräfte aufs äußerste an, um die vernichtende Gewalt der Elemente zu hemmen, der Zerstörung Einhalt zu tun.

Lorenz Malit, dessen eigenes Anwesen hoch und gesichert lag, stellte seine ganze Kraft in den Dienst der Gemeinde. In harter Arbeit schaffte er Tage und Nächte hindurch ohne zu ermüden. Sein Name war in aller Munde. Seine Uneigennützigkeit, seine Umsicht und Klugheit wirkten belebend auf die anderen, wenn ihr Mut zu sinken drohte; und so wurde er rasch zu einer bedeutenden Person im Dorfe.

Lorenz selbst merkte es kaum. Es war ihm gerade recht, dieses harte Ringen, das die quälenden Stimmen seiner Seele betäubte.

Endlich traten die Bäche in ihr gewohntes Bett zurück. Rasch wie sie sich ausgedehnt, zogen sie sich wieder zusammen, wurden leichter und leichter, und flossen so ruhig und harmlos, als ginge sie die Verwüstung um sie herum nichts an.

Ist es Philosophie oder Stumpfsinn, was die Bauern so ruhig die Härten des Schicksals ertragen läßt? — Der aebukten Menae, die am Sonntag zur Kirche strebte, waren die leidvollen Wochen nicht anzusehen.

So ein Sonntag auf dem Lande wird sehnsüchtig von Burschen und Mädchen erwartet, die oft die ganze Woche keine Gelegenheit haben, sich zu sehen und zu sprechen. Auch Lorenz hatte den Sonntag ersehnt. In den Tagen der Not und Arbeit hatten Liebe und Rechtsgefühl sich emporgerungen aus zweifelnder Unentschlossenheit, hatten ihm den Weg gezeigt, den er zu gehen hatte. Und so stand auch er heute unter den

jungen Leuten vor der Kirchentür und wartete auf sein Mädchen.

Drinnen rauschte die Orgel, sang die Gemeinde das Schlußlied. Hier und dort flüsterte eine Bäuerin der Nachbarin wichtige Neuigkeiten ins Ohr, vielleicht auch Wirtschaftsangelegenheiten, während die Augen starr auf dem Gebetbuch ruhten.

„'s is 'ne Plag, wie mei' Lorenz hinter der Christa vom Altrich her ist“. klagte die alte Malin der Ritteln, die ihr zur Seite saß.

„Kein de Sprache hoat's ihm verschlag'n, und 's Essen macht ihm gar keene Freid' nich'!“

Sie weiß es, die listige Alte, daß Christa hinter ihr sitzt und ihre Worte hören muß; eben darum hat sie ja lauter gesprochen, als es schicklich war. „Warum soll man denn nich dem Glück 'n Bissel de Hand reichen?“

Einige Minuten später wogte es vor der Kirche bunt durcheinander von alt und jung, Burschen und Mädchen. Es fand sich alles hübsch zusammen, wie es zusammen gehörte; zu dreien, zweien, auch einzeln verlor sich die Menge nach allen Himmelsrichtungen, und bald lag Sonntagsfrieden über dem Gotteshause.

Spazier und Finken tummelten sich auf dem zerstampften Rasen. Langsam, nachdenklich, schritt der Pfarrer über den Platz seiner Wohnung zu und sah verwundert zu Lorenz hinüber, der allein, noch immer wartend vor der Kirchentür stand. Er konnte es gar nicht fassen, daß die Tula nicht kam. Gewiß betete sie noch da drinnen; sie hatte ja noch nie Sonntags in der Kirche gesehlt, so lange er sie kannte. Aber sie kam nicht. Geräuschvoll warf der Kirchendiener die schwere Eichentür ins Schloß.

Da wurde es ihm endlich klar, daß sie nicht dagewesen, und die Sorae kam und packte ihn.

„Warum war Zula nicht gekommen? War sie krank? Oder hatte das wilde Wetter der letzten Woche die beiden Frauen geschädigt?“

Zula lebte allein mit einer alten Hegerfrau, die eine kleine Witwenpension bezog und der, nachdem der Hegerposten eingegangen war, die Hütte aus Gnade überlassen wurde. Vielleicht war der Alten etwas zugestoßen! Jedenfalls war es seine Pflicht, nach den beiden Frauen zu sehen, und er machte sich Vortwürfe darüber, daß er es nicht früher getan.

So lenkte er denn kurz entschlossen seine Schritte nach dem kleinen Hause. Er mußte durch das langgestreckte Dorf, wollte er den kürzeren und nach der Ueberschwemmung festeren Weg wählen. Wie er hochauferichtet, mit männlicher Würde durch das Dorf schritt, da schauten ihm die Mädchen mit lockender Begehr entgegen; war er doch der hübscheste Bursch im Dorfe und auch der — berühmteste, seit der Wasserkatastrophe.

Er schien niemanden zu bemerken, Mit sinnendem Ernst schritt er vorwärts, bis ihn auf einmal eine helle Stimme bannte. „'n Sag, Malik“, rief es ihm aus einem kleinen Vorgarten entgegen.

Er blieb stehen und sah sich verdukt um. Da schlug ein helles Lachen an sein Ohr. Hinter dem niederen Zaun tauchte ein Mädchen auf und reichte ihm über die grünen Ratten hinweg die Hand.

Es war ein dralles, vollerblühtes Mädchen im Sonntagsputz der reichen Bäuerin.

Eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. Das war ja die Christa vom Allrich!

Ehrlüchtlig erwiderte er ihren Gruß; er war besungen, was weniger dem Mädchen, als deren Reichtum galt.

„Man muß Euch ja gratulieren. Ihr habt ja den Hof frei bekommen!“

Lorenz stand und wußte nichts zu erwidern. Verlegen drehte er den Hut in seinen Händen.

Christa legte sich seine Blödigkeit nach ihren Wünschen aus. Sie hat es ja selbst gehört, heute in der Kirche, daß ihm die Liebe die Sprache verschlagen hat.

Es freut sie, daß der stolze Mann so demüthig um sie wirbt, denn sie ist sich ihrer bevorzugten Lebensstellung vollauf bewußt.

„Wollt Ihr Euch nicht die neuen Pferde ansehen?“ fragt sie, klug bedenkend, daß solch eine Einladung kein Bauer ausschlägt; und der Lorenz ist ein richtiger Bauer geblieben bei seinem Handwerk, das weiß sie. Es prickelte ihm denn auch in allen Gliedern. Nur flüchtia zog der Gedanke einer Verzögerung für seinen Gang zu Zula durch seine Seele, willig folgte er der ländlichen Circe durch das aastlich geöfnete Thor in den Hof.

Wie weiteten sich seine Augen, als er überall die Einrichtungen der Musterwirtschaft gewahrte, wie er sie bisher nur auf herrschaftlichen Gütern gesehen. Der herrliche Viehstand, die Stallungen besser als sein Haus! Und das Mädchen an seiner Seite! So ruhig, so sicher, so durch und durch erfahren in der Wirtschaft. — Wie ein Mann — dachte er bei sich, und sein Respekt vor ihr wuchs von Minute zu Minute.

Mit der zusammen arbeiten, das mußte schon die helle Lust sein.

Der Wert der kleinen Zula schrumpfte in Nichts zusammen vor der Wucht des Augenblicks, und all die

revolutionären Gedanken, die sein fester Wille gebändigt glaubte, hoben frei und aufdringlich ihre Stimmen.

Freie die Christa! Unablässig zog es durch sein Hirn, klang es ihm in den Ohren. Er fühlte sich ganz wirr, seines Ichs entäußert.

Der alte Ulrich kam vom Gemeindehause, imponierend durch seine Erscheinung, groß, kräftig; den reichen Bauern in Haltung und Gebärde bewußt zum Ausdruck bringend.

Mit jovialem Lächeln bearüßte er den jungen Bauern. Er nahm der Tochter die Führerschaft durch die Wirtschaft ab und zog Lorenz in ein Gespräch, das unbenutzt von diesem einen examinierenden Charakter annahm.

Christa belegte den schweren Eichentisch in der geräumigen Wohnstube mit einem weißen Leinentuch, brachte Obstwein und Gläser, und bald saß die kleine Gesellschaft plaudernd beisammen. Im Kopfe Maliks begann es zu freisen. Der Wein, der Reichtum, die aufmunternden Blicke des hübschen, üppigen Mädchens!

Er saß wie ein Träumender und wußte kaum, daß seine Lippen überslossen vom Lobe der gut geführten Wirtschaft. Der alte Bauer nahm es schmunzelnd, mit selbstgefälliger Miene hin.

's kost' auch 'n gutes Stück Geld“, sagte er prozig. „Schade nur, daß de Christa kein Junge nich is, 's Zeug dazu hät' se. Na tu nur nich so“, wandte er sich an sie, als sie verschämt vor sich hin kicherte.

„Wahr is, als Junge wärst' mer lieber, so hab' ich halt immer Sorge um 'n Hof. 'n Schwiegersohn is leicht gesund'n, 's sind 'er schun städt'sche dagewesen, aber so dumm is der Ulrich nich! Ne! Wenn's schun eener sein muß, nacher soll's 'n richt'ger Bauer

sein, der de Wirtschaft um und um versteht. Wenn er 'n Bissel was wen'ger hat als de Christa — is kei Schaden nich.“

Er füllte die Gläser von neuem und stieß mit Lorenz an, ihn zum Austrinken aufmunternd. Der saß wie im Fieber da. Die anzüglichen Worte Allrichs weckten lebhaft seine Begierde, der Wein, der wie Feuer durch seine Adern rann, betäubte jedes überlegende Denken. Heiß drängte das Blut nach seinem Kopfe, und die Blicke, die er auf Christa warf, wurden immer sprechender. Freie die Christa, freie die Christa, ging es freisend durch sein Blut. Der Kopf glühte ihm und schmerzte, zugleich kam ein Gefühl der Unfreiheit über ihn, unklar und verworren zwar, das ihn aber doch davon abhielt, noch deutlicher zu werden.

Er erhob sich. „Ich danke Euch schön“, sagte er, dem Allrich die Hand reichend. Der schüttelte sie herb und sagte mit zwinkerndem Augenblinzeln: „Kommt auch bald wieder — die Christa nimmt's nich übel.“ Er lachte über seinen Scherz, der der Christa eine leichte Röte ins Gesicht trieb, und klopfte Lorenz gönnerhaft auf die Schulter. Der wußte nicht, wie er aus dem Hause und auf die Straße gekommen war.

Wie seine Pulse klopften und das Blut in seinen Adern glühend rollte! So erregt war er noch nie in seinem Leben gewesen. Ganz mechanisch schritt er vorwärts. Als er sich auf dem schmalen, durch dichten Fichtenwald sich windenden Wege befand, der zu Zulas Häuschen führte, blieb er aufatmend stehen und sah zurück auf das verlassene Dorf.

Wie ein Dämon leuchtete das rote Haus zu ihm hinüber und fraß sich gierig ins Herz. Langsam strich er mit der Hand über die Augen. Noch einmal, ehe der Wald

ihn aufnahm, wandte er den Blick nach jener Seite, wo seine Hütte stand. Ein Maler wäre vielleicht abbannt gewesen von der idyllischen Szenerie, in der die schiefe Hütte mit dem grünlichen Moosdache eine gefällige Staffage bot, er aber sah nur den krassen Unterschied zwischen ihr und dem eben verlassenen Hause.

Gewaltfam zwang er sich zum Weitergehen — zum Vergessen, aber nur die Füße gehorchten seinem Willen. Die Gedanken kehrten immer wieder zurück in die reiche Wirtschaft, und jede Einzelheit durchlebte er aufs Neue, und aus all dem bunten Durcheinander lachten ihm Christels Augen entgegen. Nicht daß das Mädchen Eindruck auf seine Sinne gemacht hätte, dazu war sie zu ruhig und verständig, aber dieser Verstand hatte ihn gefesselt. „Das wär 'ne Bäuerin, Tausend ja!“ sagte er sich wieder und immer wieder.

Es dämmerte, als er endlich vor Zulas Hütte stand. Er wunderte sich darüber, wie er dahin gekommen.

Und dann erfaßte ihn ein bitteres Grauen vor der Armut, die sich da vor ihm ausbreitete. — Das Häuschen hatte durch das Hochwasser nicht gelitten. Dürftig wie immer, ohne jede Veränderung, umschloß der sandige Acker das kleine Gebäude. Nesseln, Brombeeren und all die Proletarier der Pflanzenwelt, die ihr hungriges Leben auf unfruchtbarem Boden fristen, wucherten zwischen dem vorzeitig vergilbten Kartoffelkraut. Ein paar Malven und Ringelrosen sprachen von dem Versuch, ein wenig Schönheit um sich zu verbreiten. Er war mißlungen; die Malven hingen vertrocknet an den krautigen Stengeln, und selbst die anspruchslose Ringelrose strebte vergebens nach üppigem Gedeihen.

Sekundenlang umfaßte Lorenz Maliks Blick dies kärgliche Wachsen und Blühen, dann glitt er hinüber zu dem

dunklen Waldstreifen, der den ernstesten Hintergrund für dieses trübe Bild gab. Von einer einsamen Fichte pfiß eine Schwarzamstel die ersten Töne eines bekannten Volksliedes herab. Sie fing immer wieder von neuem an, setzte, wie sich besinnend, sekundenlang aus und pfiß dann wieder laut und lustig darauf los.

Da erschraf Lorenz. Das konnte nur Julas Vogel sein, die dem schwarzen Häftling das Liedchen mühsam gelehrt hatte. Wenn er sich in Freiheit befand, so mußte mit Jula etwas vorgefallen sein, denn sie hatte den Vogel sehr lieb und immer sorgfältig betreut. Von ganz merkwürdigen Gefühlen beherrscht, die zwischen froher Erwartung und banger Furcht hin- und her-schwankten, legte er die Hand auf den hölzernen Drücker der Tür.

Sie war unverschlossen, der einzige Raum, den das Häuschen enthielt, anscheinend leer. Aber von dem breiten Bette, das, wie Lorenz wußte, an der Längswand neben dem Herde stand, kam ein Fauchen und Schnurren.

„Jula!“ rief er, nun doch besorgt, in den dunklen Raum hinein.

In dem Bette wurde es reger. Gackernd verließ eine Henne den warmen Begeort, und vier glühende Augen leuchteten geipenstisch auf. Gleichzeitig ließ sich ein Seufzen und Gähnen hören, wie es Erwachenden eigen ist.

„Jula!“ rief er noch einmal, jetzt laut und ungeduldig.

Die alte Bettstatt knarrte und ächzte in ihren Fugen, ein schwerer Körper richtete sich mühsam auf, während zwei Ragen fast unhörbar zu Boden sprangen. „Wer schreit so?“ fragte eine alte dünne Stimme.

„Ich, der Lorenz, Großmutter“, sagte der Bursche und tappte nach dem Innern des Zimmers.

„Na, laß mich mal erst Licht machen!“ Geräuschvoll gähmend humpelte das Weiblein zum Herd.

„Bin a bissel eingenickt, zwischen Licht und Dunkel“, sprach die Alte verschlafen. Sie reckte die dürrn Arme, wehrte schmeichelnd den Kagen, die surrend an ihr in die Höhe strebten, und steckte endlich die Lampe an, die mit rußendem Dochte nur trübe brannte. Lorenz sah mit raschem Blick im Zimmer umher. Zula war nirgends zu sehen.

Die Alte, die mit zitternden Fingern den tief herabgebrannten Docht der primitiven Lampe zu erhaschen suchte, hielt einen Augenblick in ihrem fruchtlosen Bemühen inne und sah sich mit blödem Lachen nach Lorenz um.

„Ihr sucht die Zula?“ kicherte sie. „da müßt Ihr weit gehn! Drüben is se, über der Grenze, hausieren halt!“

Sie nahm ihre Beschäftigung wieder auf und lächelte vergnügt vor sich hin. Lorenz stand wie vom Donner gerührt. Hatte er recht gehört? Zula, seine Zula war hausieren gegangen.

Wie ein Schlag ins Gesicht traf ihn das. Wie seine leicht erregbare Phantasie zu arbeiten begann. Die Zula allein auf fremden Straßen und Gassen, allein mit ihrer blühenden Jugend, ihren heißen Augen! Eine Landstreicherin, wie die Mutter eine war!

Er wurde blaß; alles Blut drängte nach seinem Herzen. Zornig schlug er die Faust auf den Tisch, daß die trübe Lampe gefährlich herumhüpfte und die Alte ihn erschrocken anstierte.

„Warum habt Ihr sie gehen lassen? Ihr — Ihr, Kupplerin!“ Sie fühlte den Schimpf in seinen Worten nicht.

„Ja, warum nich?“ fragte sie sichernd zurück. „Einer muß doch gehn. Und weil sie jüngere Füß' hat, nachher is die Zula gegangen.“

„Und“, fuhr sie begütigend fort, „Ihr könnt's doch z'frieden sein, Ihr werd schon seh'n, se bringt a hübsch Stück'l Geld mit z' Haus.“

„Das der Teufel hol'n mag und Euch dazu!“ rief Lorenz wütend.

„Je“, rief die Alte verwundert, „was seid er denn a glei so bese! Nacher wird's schon recht sein, gelt, wenn de Zula a bißel was mitbringt zur Hochzeit?“

Hochzeit! Glammend kreiste das Wort durch sein Hirn, brachte ihm in Erinnerung, was ihn hergeführt. Er lachte höhnisch auf. Tor, der er war!

Während er Haus und Hof um Zula aufgab, vagabundierte sie in der Welt herum. Und er hatte ihr es doch verboten, immer und immer wieder verboten. mit der Alten im Lande herumzuziehen. Und nun war sie gar allein gegangen. Und solch ein Mädcl sollte er zu seinem Weibe machen? Würde sie jemals eine Bäuerin werden. Lust und Liebe für die Scholle haben. an der er mit ganzer Seele hing?

Jahrelang hatte er gearbeitet in fremdem Dienst, um den Hof von seiner Schuldenlast frei zu bekommen, und nun sollte er ihm eine Landstreicherin als Bäuerin geben?

„Nichts werd' ich tun!“ rief er laut, seinem Denken Ausdruck gebend. „Nichts, ich nehm' kein Mädcl zum Weibe, das sich auf der Gasse rumtreibt!“

Mit ihren eingesunkenen glanzlosen Augen starrte das Weib auf den zürnenden Burschen — dann ging ein Verstehen durch ihren Kopf, und ein rasches Leuchten trat in die alten Augen.

„Pfeift der Vogel daher“, rief sie mit ihrer dünnen, tischernden Stimme, „nachher is' g'fehlt. Aber, was macht Ihr so viel Lärm drum? Sagt's doch grad' raus: ich mag die Zula nich! War mir grad' recht auf 'ne Zeit zum lieben! Hahaha! Hab's mir längst denkt, daß so was kommen tut. Is immer so, wenn 'n Mäd'el arm is und nich Vater und Mutter hat auf Erden. Da wird rumgegirrt und rumscharwenzelt bis 's Mäd'el gewonn'n is, un nachher, wenn's klappen soll, find't sich alleweil ein Hakel, an dem die scheenen Worte häng'n bleib'n tun. Is immer so, immer!“

Sie nickte vor sich hin, der wieder erloschene Blick ihrer Augen sah an Lorenz vorüber ins Leere. Ihr Denken schien der Gegenwart entrückt. Kehrete es zurück in ihren eiaenen Lebensfrühling? — —

Lorenz sah betroffen auf das alte runzlige Weiblein herab, das so klar in seiner Seele las. Es durchrieselte ihn ein furchtsamer Schauer, hatte die Alte übernatürliche Geistesgaben? Langsam zwang er seinen Blick von ihr. Und wie er rund herum schaute, sah er auf einmal die ihn umgebende Dürftigkeit des Zaubers entfleidet, den Zulas ordnende Hand und ihr liebliches Sein ihm sonst verliehen.

Aus allen Ecken und Winkeln aringte ihn schmutzige Armut an: aus dem herumstehenden zerbrochenen Geschirr, aus dem zerwühlten Bett, dem ungesegten Ziegelboden.

Su, wie ihn das anekelte. Wie fraß sich die reiche Wirtschaft Ulrichs daneben stellte, wie der dort ge-

schaute behagliche Wohlstand seine Sinne umschmeichelte. Immer mächtiger wuchs die Begierde in ihm und erstickte brutal das schüchtern bittende Stimmchen, das sich in irgend einer Herzensfalte für Zula erhob.

Wenn sie wenigstens eine Bäuerin wär'! Mit diesem Einwand suchte er den Vorwurf abzuschütteln, der sich immer wieder an sein Rechtsgesühl wandte. Und dann wie wird sie jetzt nach Hause kommen? Es lief ihm kalt über den Rücken bei dieser Vorstellung, und heftiger Zorn packte ihn von neuem.

Erreat schritt er in dem wüsten Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor der Alten stehen, die unbekümmert um Lorenz auf dem Bettrand saß und zu den Ragen mit zärtlichen Koseworten flüsterte.

„Sagt, was Ihr wollt“, sprach er zu ihr. „mit mir und der Zula is' aus. Sie is' arm, und ich bin arm — das gibt kein gutes Hausen nich — und — bau'n muß ich auch; die Kaluppe stürzt mir überm Koppe zusammen. Und wenn ich erst bau'. nachher soll's aleich richtia sein. mit Steinen. Bieaeln und Eichenbalken. Wenn de Zula wenigstens was von der Bauernwirtschaft verstehn tät, aber, was kann se denn? Spitzen nähen — und auf der Landstraße rumlaufen.“ Die Alte hatte bei jedem seiner Worte mit dem Kopfe genickt.

Jetzt ging ein spöttisches Leuchten über ihr Gesicht. „Hörste, Hansel! Peterle, hörste!“ sprach sie zu den Ragen, die in ihrem Schoße lagen. „Er will bauen, ein großes festes Haus will er haben! Hahaha! Und drum kann er die Zula nicht frei'n! Bauen will er, bau'n! Der Hochmut, doas is' der Haken, an dem er's Mäd'el aufhängt. Aber unser Herrgott find't auch de Steinhäus'l grad' so wie de Holzhütten. Gelt, mei

Hans'l, mei lieb's?" Und sie herzte die behaglich schnurrenden Tiere und lachte widerlich dazu. Lorenz, der starke Bursch, der sich vor dem wütenden Wasser nicht gefürchtet hatte, zitterte vor diesem Lachen und verließ in eiliger Flucht das kleine schiefe Haus, ver-
folat von dem aellenden Lachen der Alten.

Als er sich weit genug von dem Hause glaubte, blieb er horchend stehen. Lachte es nicht höhrend weiter hinter ihm? Nein, ein Käuzchen war es, das seinem Raube nachging. Und doch! — Es war das Lachen der alten Bergern.

Es ließ ihn nicht mehr locker. Es ging mit ihm durch die dunkle Nacht; es folgte ihm in sein Haus, schreckte ihn im Schlafe, mischte sich in den Trubel seiner Verlobung, die bald darauf mit bauerlichem Luxus gefeiert wurde. Es ficherte neben ihm, wenn er den Bau seines neuen Hauses leitete.

Er hatte es erreicht; sein heißes Wollen war Wahrheit geworden. Ein schmuckes Haus erhob sich auf dem flachen Hügel, mit großen Zimmern, eichener Decke und rotem Ziegeldach.

Doch wo war seine Befriedigung darüber? Mürrisch und unzufrieden ging er umher. Hatte ihm das heiße Kämpfen um das Haus die Freude daran verdorben? Ja, es war schwer errungen, mit großen Opfern erkauft. Die Zula hatte er dafür gegeben. Nein, mehr, viel mehr. Die Freiheit seines Willens mußte er dafür lassen.

Er fühlte es jetzt schon in tausend Kleinigkeiten, und widerwillig gestand er sich's, so wird es immer sein. Der Wille der reichen Bäuerin wird über seinem stehen, wie der Wille des Schwiegervaters, der eine Dorf-
macht war. und der es ihn wohl fühlen ließ, daß er ihn für

seine Tochter um — Gold gekauft hatte. Wie ihn das quälte, wie er die Braut mit all ihrem Reichthum zum Ruckuck wünschte, die Braut mit ihrem festen Willen und ihrem kühlen Empfinden. Und doch wagte er es nicht, die Verlobung zu lösen.

Das ganze Dorf wäre auf Christels Seite gewesen, ihn hätte der Fluch der Lächerlichkeit getroffen. — Nur das nicht. Lieber ein schlaffes, ödes Leben führen an der Seite dieses herrschsüchtigen Weibes.

Er sagte sich das voll Groll, während seine Augen auf Christel ruhten, die mit geschickter Hand die Nische über der Thür ausmalte, in der St. Florian seinen Stand erhalten sollte.

Lorenz sah ihre Hand gewandt den Pinsel führen und mußte jener anderen Hände gedenken, die diese Kunst nicht kannten, die sich aber lind und schmeichelnd um seinen Hals zu schlingen wußten, wenn die frischen Lippen sich ihm zum Kusse boten.

Zula! Wie der Name in seinem Herzen brannte, von seinen Lippen bebte. Er hatte nichts mehr von ihr gehört, wußte nicht, wie sie an ihn dachte, nicht ob sie heimgekehrt von ihrer Wanderschaft, und qualvolle Sehnsucht trübte den Blick seiner hellen Augen.

Er wandte sich von Christa weg dem Walde zu, den der letzte Windbruch arg gelichtet hatte. Wie ein weißer Bavierfelsen schimmerte jetzt das ferne Häuschen durch die dunklen Tannen. Sein Anblick schmerzte ihn unbisig. Wie wird er das ertragen, tagaus, tagein — ein ganzes Leben lang. Sein Denken daran ist Sünde. Er schüttelte sich.

„Eine Wand von Tannen werde ich aufstellen“, sagte er halblaut zu sich.

Christel hatte es gehört. Ihr Blick war freundlich, aber kalt.

„Das geht nich“, sagte sie mit verletzender Bestimmtheit. „Das würd' mer ja die Aussicht nehmen auf die Wiesen. Wie soll ich denn nachher auf'n Ruhjungen schau'n?“

Er aab keine Antwort. Verärqert ging er nach den Ställen. Im großen Bogen wich er der Mutter aus, die in der Haustür stand, eitel Sonnenschein in dem welken Gesicht.

Er hatte einen stillen Groll auf sie geworfen, war sie doch die Ursache seiner übereilten Verlobuna.

Ein Oktobertaa voll köstlicher Frische, mit klarer Himmelsbläue und herber reiner Luft war Lorenz Maliks Hochzeitstaa.

Die reiche Hochzeit wurde von dem ganzen Dorfe mitgefieert. Wer nicht Hochzeitsgast war, hatte doch wenigstens etwas zu schauen und zu horchen. So aab's denn auch ein Tuscheln und Schwäzen an allen Ecken, ein Hasten und Dränaen gepukter Menschen auf der Straße. Selbst aus den Nachbarorten waren Neugieriae herbeigeeilt. Kinder und Bettler säumten die Wege ein, die der Hochzeitzug passieren mußte. Bis in die Hütte der alten Bergern warf die Feier ihren erregenden Zauber.

Die Alte hatte ihr bestes Gewand angelegt und trippelte jetzt nervös im Zimmer umher. Sie war offenbar sehr in Gedanken, denn ihre Rippen bewegten sich leise, und oft blieb sie stehen, nickte vor sich hin und schielte auf Zula, die blaß und abgezehrt in der Nähe des Fensters saß, die großen verträumten Augen ins Weite gerichtet.

Ja, sie hatte was ausgestanden mit dem Mädcl, die Bergern, noch heute saß ihr der Schreck darüber in den Gliedern. War das eine Zeit. Du guter Gott, als ob's was besond'res wäre, daß ein Bursche ein Mädcl läßt, wenn's zum Heiraten kommt. Darum braucht eins doch nicht gleich umfallen wie tot und nachher wochenlang, irre reden, daß man schier selber den Verstand verlieren könnt'.

Freilich, der Armendoktor hatte etwas von schwacher Konstitution gesprochen und von Nervenaffektionen. — Ja, ja, wenn erst mal 'ne Krankheit einen lateinischen Namen hat, nachher is's immer was Schlimmes. Seufzend dachte sie es. Sie war sonst nicht dumm, die Alte. O bewahre! Gliedereinrenken, den bösen Blick und behexte Rühe besprechen, auch das Reißen austreiben konnte sie, aber — Nervenaffektion? Da blieb sie lieber wea davon.

Vom Fenster kam ein leiser Gesang, wie Schwalben-gezitscher.

Die Alte hob den Kopf. „Da singt sie schon wieder“, murmelte sie. „nichts als singen, schauen und warten. Ja, da kannst lang warten, du armes Hascherl du. — Aber ruhiger schaut sie heut aus, und a bißel frisch auch; am End' kann ich da noch auf d' Hochzeit gehn.“

„Eine Jungfrau schön und flink,
Mit dem Krug zum Brunnen ging“,

sang Zula leise.

„Kam ein Herr vorbei, brach — —

Hier unterbrach sich Zula, und ihre sehnenenden Augen hefteten sich auf die Pflegemutter.

„Was meint Ihr, Großmutter, kommt er heute noch?“

Wie oft schon hatte sie diese Frage getan. Drehte sich doch ihr ganzes Denken darum. Sie hatte offenbar vergessen, was wie ein Blitzschlag ihr blühendes Hoffen vernichtet hatte. Er lebte fort in ihrem Denken, der über alles Geliebte; sie hielt zärtliche Zwiesprache mit ihm und wartete Tag für Tag auf ihn. Die Alte hatte immer ein tröstendes, beruhigendes Wort für sie, hatte der Arzt es doch so befohlen.

Auch jetzt glitt sie zu der Kranken hin, streichelte ihre Wangen, und redete mit schmeichelnden Worten zu ihr, wie sonst zu ihren Kagen.

„Abends, mei' Herz'l, mei' goldenes, Abends kommt er gewiß.“

„Ja, aber Ihr laßt ihn wieder nicht rein“, flachte Zula traurig.

„O, wo werd' ich denn so was tun“, entrüstete sich die Alte. Und dann, einer spontanen Eingebung folgend, sagte sie:

„Weißt Du was, mei' Herz'l, ich will rüberlaufen und ihn holen, aber du mußt brav sein und still sitzen derweil!“

Zulas Augen leuchteten auf. „Ganz still will ich sitzen, bis Ihr wiederkommt, Ihr und er“, sagte sie. „Aber auch ganz gewiß mei' Liebchen, mei' arm's? Sieh, ich stell dir Milch her und die Bilderbibel, und ich pack' dich warm ein, so, in de woll'ne Decke, daß de nich' frierst, wenn nachher die Sonne runter is. Ein paar Stünd'l kann's schon dauern, bis ich zurück bin.“

„Und den Lorenz bringste mit“, bat Zula mit glücklichem Lachen.

„Freilich, freilich“, beruhigte sie die Alte, und herzte und küßte sie mit der ihr eigenen Ueberschwenglichkeit.

Stirn, Augen, Hals und Hände, ja selbst die alte wollene Decke, in die das Mädchen gehüllt war, küßte sie.

Da zog ein helles Rot in Zulas Wangen; gedachte sie der Küsse ihres Liebsten?

Ganz wehrte sie die Alte ab. „Seht, geht, und bringt ihn bald“, flüsterte sie. — —

Die Sonne stand schon tief am Himmel, als die Bergern unten im Dorfe anlangte. Die Trauung war lange vorüber, aber aus der Schenke tönte der Hochzeitsreigen.

Da ging ein Leuchten über das runzlige Gesicht der Alten. Ein Stückel Hochzeitskuchen und ein Gläschen Wein wird's schon noch geben für sie und ein Ederl in der Schenke, von wo aus sie den bunten Glitter genugsam betrachten kann. — —

Um Zula herum war es still geworden. Die Hühner scharren draußen im weichen Moose, die Katzen lagen zusammengerollt im Bett und schnurrten leise. — Zula nahm die Bibel und blätterte darin, aber nicht lange. Ihre verträumten Sinne konnten nicht fassen, was das alte Buch erzählte, und achlos fiel es zu Boden.

Durchs Fenster kam das Licht der sinkenden Sonne und malte die Schatten krauser Blätter auf die weißen Wände und den roten Ziegelboden.

Geduldig sah Zula auf das zitternde Formenspiel. Wenn es in einförmiges Grau verschmolzen sein wird, ist es Abend, und dann kommt er! Das war ihr ganzes Denken.

Und immer mehr flossen die leichten Schatten ineinander; nur hier und da noch ein letztes leichtes Aufzucken, ein feuriges Pünktchen, das immer kleiner wird.

Aus Ecken und Winkeln kroch es mit grauen Fangarmen, näher, immer näher schlich es, erdrückte den letzten Schimmer des scheidenden Tages und legte sich bang auf Zulas hoffende Seele.

Es war so grabesstill im Hause. Die Luft selbst schien erstarrt in Einsamkeit. Ein Klingen und Singen tönte in Zulas Ohren, ein fremdes, nie empfundenes Summen, und vor ihren Augen zogen fragenhafte Gestalten vorüber, unerträglich in ihren drohenden Gebärden, ihrem nebelhaften Sein.

Und daneben dieses Bohren in ihrem Hirn, dieses quälende Warten ihres Herzens. Unerträglich, unerträglich!

Sie sprang auf und ging vor das Haus. Augen, Herz und Sinne wanderten unruhig in die Ferne. Schon begannen alle Konturen der Landschaft zu verschwinden, nur auf dem Dorfe lag noch ein warmer Lichtschein der gesunkenen Sonne. Zula sog begierig die kühle Abendluft ein. Wie das erfrischte, die brennenden Wangen kühlte. Sie fühlte sich auf einmal so kräftig. Machtvolle Lebenslust erfaßte sie und unbezwingliche Sehnsucht nach Lorenz.

Sie warf einen Blick zurück in das eben verlassene Zimmer und schüttelte sich vor Grauen. Wie ein Kerker schien es ihr; dort war Lorenz sicher nicht, aber sie wird ihn suchen und sicher finden. Und wie sie war, nur mit Rock und Hemd bekleidet, ging sie in den herbstlichen Abend hinaus, vorwärts auf dem ihr wohlbekannten Wege, der um das Dorf herum nach Lorenz Maliks Besitz führte.

Kein Mensch begegnete ihr. — Des öfteren raschelte es zu ihren Füßen im Moose; es knackte das dürre Holz unter leichtem fremden Tritt, und mächtig erscholl

der Ruf des röhrenden Hirschcs aus den Bergen; lauter Stimmen des Waldes, die, ihr vertraut, sie nicht schreckten.

Immer rascher kreiste das Blut in ihren Adern, immer höher stieg die Lebenslust. Sie riß Bärlapp von den hängenden Zweigen und kränzte ihr Haar damit. Und ihre Lippen öffneten sich zum Gesange; laut und fröhlich klang es in den stillen Abend:

„Eine Jungfrau, schön und flink,
Mit dem Krug zum Brunnen ging.
Kam ein Herr vorbei,
Schlug den Krug entzwei.
Wein' nicht, Jungfrau, zart und fein,
Ich bezahl' dein Krügelein.

Ist doch für den Krug, hier der Taler g'nug?“

Sie blieb nachdenklich stehen, den Finger auf den Lippen. Dann schüttelte sie verneinend den Kopf, schritt weiter, und ihr wieder begonnener Gesang wurde klagend.

„O mein grüner Krug,
Den der Herr zerschlug.“

Und wieder horchte sie, lachte laut und beseligt auf und jubelte:

„Wein' nicht, Jungfrau, zart und fein,
Ich bezahl' dein Krügelein —
Für den Krug wohl an,
Biet ich selbst mich an!“ — —

„Biet ich selbst mich an“. Immer wieder jauchzte sie es in heller Freude.

Plötzlich schrak sie zusammen. Zerrissen und un-

harmonisch kamen einzelne Töne der Hochzeitsmusik vom Dorfe herauf. Sie fing an sich zu fürchten. Scheu blickte sie um sich, ihr dunkler Schatten lag auf dem mondhellen Wege.

„Was willst du von mir?“ sprach sie zu dem Schatten. Und wie sie keine Antwort erhielt, begann sie zu laufen, bis sie atemlos auf einer Waldblöße stand.

Forschend blickte sie um sich. Schatten, Schatten überall! Die Gespenster der Dämmerung waren ihr gefolgt und streckten die Arme nach ihr aus. Wohin, wohin nur sollte sie fliehen? — „Lorenz!“ Gellend rief sie es. Da lief jemand in heller Furcht über ihren Weg; es war Maliks Ruhjunge, der dem Verbot entgegen, von Neugier getrieben ins Dorf zur Hochzeit wollte.

Zula hielt ihn an seinem Rockärmel fest. Zitternd verdeckte der Junge seine Augen und schlug heimlich ein Kreuz über Stirn, Mund und Brust.

„Jesus Maria! Die Mahr!“ schrie der Junge auf, riß sich gewaltsam los und rannte wie gehezt ins Dorf. Er wußte, daß die gespenstische Frau auf ihn gewartet hatte, um ihn wegzuschleppen. Zula sah ihm trauernd nach und ging weiter. Auf einmal stand sie vor Maliks neuem Hause, das ihr so fremd war wie ein Märchenschloß.

Wie sie es verwundert betrachtet, schnobbert etwas zu ihren Füßen, und mit einem Freudenschrei erkennt sie den alten Hofhund Maliks.

„Hektor, wo ist der Herr?“ rief sie glücklich und halfte und küßte den Hund, der sie mit sprechenden Augen ansah, an ihr aufsprang und leise winselte.

„Geh!“ sie stieß ihn unsanft zurück, „geh, du bist dumm!“

Mit eingezogenem Schwanze schlich er davon und verbarg sich in seiner Hütte.

Schwerfällig erhob sich Zula von dem nachtsfeuchten Boden. Sie fühlte auf einmal die kalte Herbstluft, und es kam ihr zum Bewußtsein, daß ihre Füße nackt waren.

Sie zog und zerrte an ihrem Röckchen, aber es wurde nicht länger. Da schritt sie müde und trauernd um das neue fremde Haus.

Die Fenster blinkten im Mondhell so klar und hell, und der Griff der schweren Eichentür bligte wie liches Gold.

Ganz scheu strichen ihre Finger darüber hin; er war so kalt. Fester legte sich ihre Hand auf den Drücker, die Thür sprang auf, und sie stand in der Küche.

In breiten Streifen fiel das Mondlicht durchs Fenster auf die weißen Dielen, das sah so gespenstisch aus. Zula suchte Licht und fand auf dem Herdbrand ein Päckchen Streichhölzer. Sie strich ein Hölzchen an und leuchtete in den Ecken herum. Alles fremd, alles fremd! Doch, da — ein Bittern lief durch ihren Körper, da an der Thür hing des Liebsten Arbeitsrock, den kannte sie genau. Sie lief hin, sie betastete ihn von allen Seiten, sie küßte ihn und leuchtete an ihm herum. Ein Streichholz nach dem anderen brannte sie an und warf es achtlos fort, sobald es sich nicht mehr halten ließ. Und wie alle abgebrannt waren, stieß sie die Thür ins Nebenzimmer auf und rief in lautem Jammer: „Lorenz, mein Lorenz, warum versteckst du dich so?“ — — —

Hinter ihr begann es zu knistern, zu qualmen und zu glühen. Sei, wie die Fünkchen an dem leichten Holzförbe zur Höhe streben! Wie sie springen und klettern, immer höher hinauf, bis zu den Balken und Sparren des Daches!

Gierig fressen sich die glühenden Zungen in das dürre Holz, kriechen durch geborstenes Fachwerk hinaus aufs Dach, und frei strebt die lohende Glut zum Himmel. —

„Feuer!!“

Wie eine Bombe fiel der Ruf in die frohe Hochzeitsgesellschaft.

„Es brennt!“ — „Wo?“ — „Dem Malik sein Haus!“

„Jesus Maria!“ schreit die junge Frau, bleich vor Schreck.

Im wilden, ungeordneten Haufen läuft die Menge zur Brandstätte.

Eine Feuersäule steht über dem Dache. „Wer hat das getan?“ schreit Christa und ringt die Hände.

„Ich hab’ se getroffen“, flüsterte der Ruhjunge scheu seinem Nachbar zu. „Grad’ daher is se gelaufen, ’ne Stunde oder mehr kann’s sein.“

„Wer — wer?“ fragt es aufgereggt um ihn herum.

„Die Mahr!“ — „Die Mahr!“

Furcht rieselt über den Rücken der Leute.

„Mein schönes Haus! Mein ganzes Hochzeitsgut!“ klagte Christa. „Rettet Leute, seid barmherzig, rettet!“ Lorenz starrte mit fiebernden Augen in die Flammen. — Blißschnell tauchte vor seinem Geiste die Alte auf mit ihrem fichernden Lachen. „Sie hat das Haus besprochen, sicher, ja!“

„Was steh’ste wie ’n Narr! Rette, hilf doch!“ schreit Christa, und schüttelt ihn derb am Arme.

„Ja“, spricht er tonlos, rührt sich aber nicht vom Fleck. „Er hat den Verstand verloren“, jammerte Christa. Das Volk, noch halb unter der Herrschaft des reichlich genossenen Hochzeitsweines stehend, ist völlig ratlos; es rennt und schreit durcheinander, findet weder Wassereimer noch Wasser. Die Tröge im Hofe sind leer, der Brunnen ist weit und mühevoll zu erreichen.

In den Ställen brüllt das geängstigte Vieh, und Kinder, den Ernst der Sachlage nicht erfassend, johlen und schreien dazwischen.

Ein unbeschreiblicher Wirrwarr herrscht um das brennende Haus. Ungehemmt fressen die Flammen weiter und werfen ihren roten Schein auf die ratlosen Menschen.

Da ruft es, von Wehmut getragen, über den Hof: „Lorenz, Lorenz, komm' doch!“

Das Volk erschauert im abergläubischen Schreck.

„Die Mahr!“ — Flüchtig, wie ein Schatten, war sie in einem der Fenster aufgetaucht. Lähmend legt es sich auf die Menge, scheu rücken alle von Lorenz weg.

Der stürzt in wilder Verzweiflung vorwärts. „Sie hat ihn gerufen!“ flüstert's hinter ihm her; er hört es nicht. Mit starker Faust zertrümmert er das Fenstereck, im nächsten Augenblick ist er in dem brennenden Hause verschwunden.

Ein jubelnder Aufschrei drinnen, banges Grauen draußen. Ein dumpfer spannender Augenblick. Lorenz erscheint im Fenster, ein blaßes, schwarzhaariges Weib im Arme. Doch keine Hand streckt sich ihm helfend entgegen. Starr und stumpf blickt die Menge auf Zula und Furcht lähmt ihre Glieder.

Im nächsten Augenblick stürzen die Mauern prasselnd zusammen. Lorenz und Tula unter ihren Trümmern begrabend.

— — — — —

Ein schlichtes Kreuz von Eisen bezeichnet den Ort, an dem noch heute manches Mütterlein mit Grauen vorübergeht.

Aber die Kinder spielen gern da oben. Blühen doch hier die Feuernelken so schön wie nirgend sonst, und die Mahr, von der die Alten erzählen, hat sie noch nie geschreckt.

— — — — —

Wer in der heiligen Nacht stirbt . . .

Bunte Lichtbänder fallen aus hohen Bogensenstern auf kahles Strauchwerk, auf stille Kreuze über vergessenen Gräbern, auf harte Wintererde.

Kirchenlicht in heiliger Weihenacht. — Durch die geschlossenen Türen dringt der Jubel der Weihnachtsfeier.

„Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn uns geschenkt, auf dessen Schultern Herrschaft ruht!“

Und drinnen das Kripplein von schlichtem Volksgeist aufgebaut, davor die knieende Menge, versunken in Andacht und Gebet. Die Kinder mit blonden Köpfen und leuchtenden Augen, die jungen Mütter, den reinen Ausdruck höchsten Glückes in den Zügen, und all die andern, die noch hoffen und ahnen das höchste Geheimnis der Welt. Und die Alten, die von der Krippe schon so oft den Weg gegangen sind zur Kalvarie und im Glauben an die Auferstehung Kraft suchen vor der Furcht vor dem Tode. Unter ihnen die Marianne, ein altes runzliges Weiblein, mit eingesunkenen Augen und weltfremdem Blick. Glatt liegt das graue Haar um ihre Schläfen, bedeckt von alter Bauernhaube. Die steifen Röcke mit buntem Saum fallen wie eine Glocke um die Knieende. Rastlos gleiten die Perlen des Rosenkranzes durch die alten hageren Finger.

„O du liebes Jesuskind,
In der Kripp' im Stalle“

braust es aus Kinderfehlen durch die Kirche, Kerzenglanz leihet dem wächsernen Gotteskinde Leben.

Angehört verhallt das Weihnachtslied in den Ohren der alten Marianne. Wie ihre Finger Perle um Perle des Rosenkranzes weiter schieben, beten ihre Lippen das uralte Volksgebet:

„Wer in der heiligen Nacht stirbt...

wird leben — und wer er auch der ärgste Sünder.“

Kein anderes Beten ringt sich aus ihrem Herzen. Die Weihnachtslieder verhallen, in tiefster Demut empfängt die Gemeinde den Priestersegen, dann noch ein letzter Blick auf das Kind in der Krippe, ein letzter Dank zu dem ewigen Gott und die Menge verläßt die Kirche. Ein Scharren von Füßen, ein Rauschen von Kleidern, ein Murmeln letzter Gebete, langsam verlöschen die Lichter, ein kühler Luftstrom kommt durch die geöffnete Kirchentür. Der Kirchendiener bedeckt den Altar, um den noch die Weihrauchwolken auf und nieder schweben wie schuldige Seelen, die keine Ruhe finden zwischen Himmel und Erde, so lange sie nicht entschuldet sind. Und aus den blauen Wolken, aus den geheimnisvollen Tiefen des Kirchenschiffes winkt das ewige Licht wie ein brennendes Herz. Leer ist die Kirche. Nur hier ein Lichtlein noch und dort eines, hier noch das Flüstern eines hangen Herzens und dort. Auch Marianne betet noch. Mit ausgebreiteten Armen liegt sie auf den kalten Steinfliesen vor der Krippe und betet das einzige Gebet, das ihr stumpf gewordener Geist noch faßt:

„Wer in dieser heiligen Nacht stirbt...“

Vielleicht steht ein anderes Gebet dahinter. Vielleicht steigt aus der Tiefe ihres Denkens die Bitte:

„Herr Gott sei gnädig — nimm ihn zu dir, den Sohn, den ich unter dem Herzen getragen habe, den ich, die Mutter, der ewigen Verdammnis entreißen will, in nimmermüdem Gebet.“

Dieses Dunkel verbreitet sich in der Kirche. Geheimnisvoll wirken die Schatten, die die beginnende Nacht verschlingt, dumpf verhallt der Schritt des Rüstlers. Nichts stört das Weib in der Andacht.

Da legt sich eine Hand auf die dürre Schulter der Frau:

„Kommt Babuscha — der Rüster schließt schon zu“

Die Frau schaut auf, leer ist ihr Blick, langsam erhebt sie sich vom Boden, streicht ihre Röcke glatt, küßt noch einmal das Jesulein, das da so still und friedlich schläft, löscht ihr Lichtlein und geht.

Mit bedächtigen Schritten folgt sie der jüngeren Frau. Durch die lichterfüllten Straßen gehen sie, an Fenstern vorüber, hinter denen der Christbaum glüht. Still und bedächtig schleicht Marianne, sie sieht die strahlenden Weihnachtslichter nicht, sieht immer nur auf den Rosenfranz in ihren Händen. Wie viele Tränen haften an den braunen Perlen?! Um wen sie alles geweint? Sie weiß es nicht mehr. Das Alter macht viel vergessen. Nur das eine Erinnern ist in ihre Seele gebrannt und will nicht weichen: Der Josef — wie der ausgeschaut hat, damals am Barbaratage! Die Augen ... hu ... so mag der Kain geschaut haben, als er den Abel erschlagen“

Die Erinnerung daran frißt an ihrem Herzen mit ewig junger Kraft. Die Jahre sind gekommen und gegangen, die Welt um sie herum hat sich geändert, aber

das Grauen und der Gram, sie sind geblieben. Immer wieder treiben sie ihr das Gebet auf die Lippen:

„Wer in dieser heiligen Nacht stirbt...“

Und sie bleibt stehen in dem Gewühl der hastenden Menschen, die noch dies und das besorgen für den heiligen Abend. Sie bleibt stehen, zupft ihre junge Begleiterin am Kleiderärmel und fragt ganz leise:

„Wird wirklich der gute Gott meinem Josef verzeihen, wenn...“

„Ja doch“, ist die ungeduldige Antwort. Immer diese alte Frage! Nichts anderes hat sie im Kopf, die Mariann! Man ist ja geduldig zu ihr, aus christlicher Barmherzigkeit, denn sie ist wirr im Kopfe, die arme Alte; aber, heute hat die Michalka nicht Zeit für die Mariann und ihren Kummer. Daheim sind Kinder, die warten auf das Christkindchen. Vor einem Kramladen bleibt sie stehen. Holzpferdchen, Hampelmänner, Kindertrompeten laden zum Kauf. Sie fährt in die Tasche, holt das Sacktuch heraus, in dessen einem Zipfel sie das Geld eingeknüpft hat, das sie sich vom Munde abgespart hat für die Kinder. Ueberlegend dreht sie es zwischen den Fingern — da, der Struwwelpeter grinst gar zu lockend, das wäre was für den kleinen Franzek... entschlossen tritt sie ein. Inzwischen humpelt Marianne weiter durch die Stadt, kommt langsam hinaus bis an das Ende, wo der Kretscham liegt, aus dem immer wüster Lärm herausdringt, auch heute, am heiligen Tage... der Kretscham, in dem der Teufel in Schnapsflaschen sitzt. Ja, der Teufel... wie wäre es denn sonst möglich, gewesen, daß ihr Josef... Herr Gott! Schreien möchte sie, heute noch wie vor Jahren. Sie kann nicht vorüber, wie gebannt steht sie im Schein des Schanklichts, das so trübe brennt und flackernden

Schatten wirft. Sie steht und horcht auf die Stimmen, die der Fusel rauh gemacht und wüßt.

Ihr Bub — der Josef — ja, dort ist's gewesen — dort, in der verrußten Kneipe, dort war er ihrer Hand entwachsen. Sie hatte keine Wehr dagegen gehabt. Die Macht des fortschreitenden Lebens in dem jungen Burschenblut war stärker gewesen als ihre weibliche Sorge. Sie konnte ihn nur bitten, nur warnen: „Gib dir acht, Josef... laß dich zu nichts verleiten!“

Fest preßt die Marianne ihr Gesicht an die blinden Scheiben. Wie wüßt die da drinnen sind!? Der Blonde dort, mit dem stieren Blick... „Josef!“ schreit die Frau, so laut, daß die Burschen da drinnen zuschauern.

„Josef...“ Die Angst eines gequälten Mutterherzens liegt in dem Schrei. Aber schon hält sie jemand fest am Arme, spricht beruhigend zu ihr: „Nicht doch, Babuscha.“ Die junge Frau wars, die mit Spielzeug beladen angekeucht gekommen war. Und wie die Marianne sie wirr anschaut und angstvoll in die Schenke zeigend flüstert: „Der Josef...“ da spricht die Michalka begütigend: „Nicht doch, Euer Josef ist doch drüben, in Polen!“ Sie rüttelt die Alte wach. Die seufzt tief auf, wischt mit der Hand über die Augen und besinnt sich langsam:

„Drüben in Polen — ja“, dann folgt sie willig ihrer Führerin. Bald blieb die Schenke zurück. In der dunklen Weite tauchen Lichter auf. Winzige, tief am Boden stehende Lichter, wie sie aus den Fenstern einfacher Leute leuchten. Hart an der Schlafenhalbe standen die Häuschen mit den kleinen Fenstern. Aus einem dringt Kinderlachen, das andere ist still — einsam, wie vergessenes Alter. Vor dem Häuschen sagen sich die

Frauen gute Nacht. Dann feiern sie ihr Weihnachten. Die eine wird reich und jung mit ihren Kindern, die andere sitzt zusammengeduckt auf der Herdbank, nicht und träumt. Einmal geht ein Lächeln durch die welken Züge und die blassen Lippen flüstern: „Josesel!“ Sah sie den Knaben wieder, den ihr Schoß geboren?

— — — — —
— — — — —

Grau liegt die Erde unter dem nächtlichen Himmel, dunkle Wolken drohen über der polnischen Ebene. Hüben und drüben an der Grenze einsame Posten. Gelangweilt schreiten die Kosaken auf und nieder. Kaum daß einer den Blick über die baumlose Weite gleiten läßt. Es ist ja Weihnachtsabend... Da feiert die lichtscheue Bande, die sonst so gern dem Geseze ein Schnippchen schlägt. Still ist's rundum. Die Nacht steigt hoch, verschlingt die letzten Schatten. Aber drüben hinter der Grenze, drüben im deutschen Land flammen Lichter auf... Weihnachtslichter...

Da regt sich's im Graben hart an der baumlosen Straße. Ein Mensch richtet sich auf, schüttelt sich, streckt sich — wie einer, der steif vom langen Rauern. Fester zieht er den Mantel über der nackten Brust zusammen, scheu blickt er um sich — dann wieder hinüber in die Weite, in der die Weihnachtslichter flammen. Dann horcht er auf die Schritte der Posten, die rastlos auf und niedergehen, er zählt sie, seufzt und duckt sich wieder. Drei Tage lang beschleicht er die Grenze, und noch ist es ihm nicht gelungen, die Heimat zu erreichen. Sein Blut wallt aufgereggt durch seine Adern, die Kälte — er fühlt sie nicht...

Aus den dunklen Wolken löst sich ab und zu ein Schneestern, bleibt auf Straße, Stein und seinem Mantel

sitzen. Diese Sternlein ... noch gedenkt er der Zeit, da ihm der Lehrer die Geheimnisse der Schneeflocke erklärt hat. Damals war er ein schuldlos Kind.

Am Straßengraben sitzt er wieder, seine Augen bohren sich in das uferlose Dunkel, das alle Grenzen tilgt. Ab und zu taucht aus der Finsternis ein Flammen auf, bald hier, bald dort ... Zeichen der Hölle? Er bekreuzt sich. Schauer rieseln durch seine Glieder und Furcht läßt seine Zähne klappern. Furcht vor Gott?

Ja, er ist nimmer froh geworden seit jener Stunde, da — — er schüttelt sich. Der junge Bergknappe... wie er da liegt... rote Ros' am schwarzen Kleide, ha... im Auge den gebrochenen Blick... dieses schreckliche Bild — es hat ihn verfolgt durch's ganze Leben hat sein Blut vergiftet, hat seinen Arm geschwächt, ihn ruhelos gemacht... ihn fortgetrieben aus der Heimat.

Die Wolken formen und ballen sich, zerteilen sich, jagen in Hast unter dem Himmel. Manchmal bligt ein Sternlein auf, hier, dort, dann bligt der Lauf der Bajonette einsamer Grenzwächter silbern auf, riesengroß wächst ihr Schattenbild zum Himmel. Da erschrickt der verwahrloste Mensch, wild blickt er und entschlossen. Dort drüben, wo die roten Flammen züngeln, dort ruht und winkt die Heimat.

Mit jähem Sprunge fährt er empor; aber der taktmäßige Schritt schwerer Rosafensüße mahnt zur Vorsicht. Er wirft sich zu Boden, harret regungslos den Schritten, die näher kommen und wieder gehen, dann schleicht er vorwärts, dehnt und krümmt sich wie ein Wurm, liegt wieder regungslos, aber — er hat den Weg gekürzt, der vor ihm liegt. Schon leuchtet ihm das starre Eisband der Przemsa. Gott selbst hat ihm die Brücke gebaut zur Heimat! Und da tauchen schon

die Richter auf, die Richter aus den Hütten des Volkes. Eines Volkes, das nicht glücklos ist, aber den Teufel des Schnapses in der Mitte hat. Der Schnaps und das rasche Blut — ha — wie das bohrt und nagt im Herzen, pocht und hämmert in den Schläfen...

Seine Hände wühlen in den zerlumpten Taschen seines Rockes. Die Trösterin sucht er, die gottverdammte Buhle, die er haßt und doch nicht lassen kann... leer kommt die Hand wieder zurück. Wie er auch sucht, die Flasche ist fort. Irgendwo hat er sie verloren, vielleicht da drüben, als er über den Graben sprang. Die Flasche ist fort... nichts rettet ihn vor den Bildern, die anfliegend an ihm vorüberziehen. Die Schenke im Dunst von Staub, von Schweiß und rußendem Lichte, erhigte Gesichter, begehrrliche Augen, wirre Haare... wie sie sich drehen... freischen... wie sie lacht, die blonde Aniela, wie ihre roten Lippen sich entgegen drängen zu den Lippen jenes Gottverfluchten! Ha... heut noch wird sein Zorn lebendig, heut noch krampft sich die Faust um die Keilhaue... ha... nein, ein Wurzelstock ist's, den seine Finger umspannen.

Vorbei — verloren für immer das Mädchen mit den runden Wangen und den neckischen Grübchen im Kinn. Klein war sie, zierlich ihr Gang, ihre Stimme wie Wachtelruf im Korn. Ruft sie ihn nicht — lockt sie ihn nicht —? Es ist das Singen des Frostes nur, der seine totbringenden Reisen um die Erde schmiedet.

Näher kommt er der Grenze, kein Strauch, kein Erdwall, der Deckung gibt. Die Augen der Posten sind scharf wie die des Luchses — die Ohren fein, wie die des Hundes. Greift ihn nicht einer heraus, mit hellem Blick aus dem Dämmerlicht der Schneenacht?

Leise fallen die Flocken und nehen sein heißes Gesicht.

Grau liegt die Wintererde, starr wie im Tode. Im Osten regt sich's. Der Sturm erwacht, er atmet sachte, dann springt er pfeisend auf, schüttelt die mächtigen Fänge und — hei, jagt er über die Ebene. Zohlt und schreit, greift mit Riesenkräften in die Wolken, wirft mit vollen Händen Schnee auf die Erde, wirbelt ihn im tollen Uebermuth durcheinander. Schreit und tost, jauchzet hei — hei — —. — Mit weißen Schleiern segt er über die Erde.

„Eine schauerliche Nacht“, brummt der Grenzkosack und reibt sich die starren Hände.

„Eine himmlische Nacht“, jauchzt der Verlorene und strebt mit neu gefundener Kraft der Heimat zu.

Wie nah sie ist! Kirchenglocken grüßen herüber. Da nimmt er die speckige Mütze ab, seine Hände falten sich zum Beten! Christmette — die Kinderzeit wird wach — die Wunder der heiligen Nacht — das Jesulein auf hartem Stroh, erwärmt vom Aem mitleidiger Siere.

Flüchtig, wie Sternenschnuppenfall, lebt diese heilige Kinderzeit in ihm auf. Die Feier des Weihnachtsfestes... die Mutter, in reiner Haube, frischer Schürze, ein heimliches Zwinkern im Blick, das Freude verhieß. Auf dem Tische rote Äpfel, knusprige Kuchen in geheimnisvoller Form, wie uralte Sitte es gebot, und über allem das strahlende Bäumchen... o, du liebes Jesuskind... ha, das Lied...

Tiefdunkel ist die Nacht, Schneewehen gehen über die Erde, aus der schwarzen Einsamkeit zucken Flammen auf, drüben in der Heimat... Essenfeuer, sie glühen auf und verschwinden, Irrlichtern gleich... Was sie erzählen? Von Arbeit, Schweiß und roher Kraft, von lustigen Bohntagen, von vollen Schenken... ha, wie sie lockt die Heimat. . wie nah sie ist... Er wagt's

im kühnen Vertrauen auf den weißen Mantel der Schneenacht. Ein rascher Schritt, — da — — ein donnerndes: „Halt — halt — —!“

Die Verzweiflung leiht ihm Kraft — ein wildes Laufen — ein rascher Sprung über die hart gefrorene Przemsa, und — — — Ein Schuß verhallt im Brausen des Dezembersturmes.

Die Heimat — er hat sie erreicht. Sein Blut färbt die geweihte Erde, er fühlt das sickernde Fliehen seines Lebens nicht. Seine Lippen küssen den kalten Schnee, der weich die Erde umhüllt, goldene Heimat! Frieden!

Nur noch kurze Zeit so ruhen — so glücklich am erreichten Ziel. — — — — —

„Wer in dieser heiligen Nacht stirbt, wird leben, und wär er auch der ärgste Sünder.“

Im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit hat sich dies Beten losgerungen im Herzen des Volkes, aus Not und hoffnungsloser Sünde. Die alte Marianne murmelt es, wie sie mit den andern vor dem Vagabunden steht, den man gefunden hat, tot, erfroren, mit einer Schußwunde im Rücken, nahe der Przemsa. —

An der Kirchhofsmauer wurde er begraben. Aber eine gütige Hand band ein Kreuz aus Birkenholz für das Grab des Namenlosen und schmückte es mit Blumen von Kaufsgold und Papier. Das Weiblein, das täglich das Grab besucht, trägt den Frieden erfüllter Hoffnung in den eingesunkenen Augen. „Er lebt, der Verlorene — Gott hat ihn zu sich genommen in heiliger Weihenacht.“

Im Jagen 110

Skizze nach dem Leben.

Herbstlaub raschelte im Walde, dürres Holz knackte bald hier, bald dort. Husch, husch ging es mit nackten Füßen über weichen Waldboden, den kleinen Wichtelmännchen gleich, die der Sage nach im einsamen Walde haufen. Blondhaar guckte hinter den Bäumen hervor, lachende Kinderaugen sahen dem Eichkätzlein nach, das von Baum zu Baum sprang. Dann neigten sich die jungen Körperchen, und fleißige Hände laßen das dürre Holz vom Boden auf, das da und dort lag. Und Kinderjauchzen klang durch den Wald, wenn eine Eichel, eine späte Beere, ein Frosch, ein Pilz gefunden ward.

„Pilze, Marticek, schau nur! Pilze in den Zur! Wie sich die Mutter freuen wird!“ rief die kleine Karola, band ihr Tüchlein vom Halße und sammelte eifrig.

„Pah“, rief der Bub verächtlich und spreizte die Hände. „Die dummen Pilze — wenn ich ein Eichkätzchen fangen könnt!“

Begehrlich lugten die Knabenaugen nach der Kiefer, in deren gabeligen Zweigen der buschige Schweif des lustigen Kletterers wie eine Flamme leuchtete.

„Der Josef vom Krulik hat ein Eichkätzchen“, fing der Knabe wieder an und warf mit einem trockenen Kiefernzapfen nach dem Baum. Husch, husch, verschwand das brennende Rot im Kiefernast.

Die Kinder standen mit offenem Munde. „Nu is es fort“, sagte das kleine Mädchen nicht sehr weise. Marticek fuhr sich mit dem Rockärmel über die feuchte Nase.

„Ich weiß, was ich mache, etsch! Ich bau mir einen Kaninchenstall!“

Aber Karola hörte ihn nicht mehr. Sie hatte sich auf ihre Arbeit besonnen, ließ den Bruder stehen und sammelte eifrig das Leeseholz. Hier ein Aestchen, dort ein Zweiglein, wie es die Bäume heruntergeworfen. Wenn die dünnen Kinderarme die Last nicht mehr umschließen konnten, trug sie das Holz auf das kleine Wägelchen, das daheim dem jüngsten Bruder zur Wiege diente. Schön blau war der Wagen angestrichen, mit roten Rädern und grüner Achse. Es war eine Lust, das Wägelchen zu sehen. Vorsichtig legte das Kind das Holz hinein und fuhr dann und wann mit den kleinen Händchen liebevoll über die blizblaue Farbe.

Marticek schnitzelte mit seiner „Knieficke“ an der dürrn Rinde einer Kiefer herum. Er sah gar nicht nach dem fleißigen Schwesterchen. Da lockte ihn ihr jauchzendes: „Marticek — oh — was Feines — komm doch, sieh doch.....!“

Da lief der Bub doch, so rasch ihn seine Füße trugen, zur Schwester. Die stand vor einer Hütte, wie sie die Jäger bauen, zum Schutze gegen böses Wetter. Hütte verdiente dieser Bau eigentlich nicht genannt zu werden. Es war nur ein spitzes, hohes Dach, aus Kiefernstämmchen, Lehm und Moos zusammengefügt, ganz einfach.

„Eine Indianerhütte“, rief Karola und klatschte in die Hände. Sie hatte solche in Bilderbüchern gesehen, die ihnen der Lehrer in der Schule zeigte. Marticek sagte

gar nichts. Er stand, die Hände in der vertragenen Hose und schaute auf die runden Stämmchen des spizen Dächleins. Ein Leuchten kam in seine Augen, die schwarz wie reife Kirschchen waren. Plötzlich machte er einen Schritt vorwärts, packte eines der runden Hölzer und zog es mit seiner Kinderkraft heraus.

„Je, was machst du?“ fragte Karola betroffen und sah ihn vorwurfsvoll an.

„Stille! Es war locker.“ Dann beäugte er das runde, rindenlose Holz von allen Seiten. „Gerade gut für meinen Kaninchenstall“, flüsterte er schmunzelnd.

„Du ja“, sagte Karola und sah sich ängstlich um. Ihre frische Heiterkeit war fort, dumpf lastete das Unrecht des Bruders auf der jungen Seele. Sie strich das wirre Haar aus der Stirn. „Wir sollen doch nur Raffholz nehmen“, sagte sie kleinlaut.

„Summlack, das ist doch Raffholz! Oder ist es etwa grün, he...?“

Er hielt ihr das Stämmchen unter die Augen. Das Kind sahte mit zagen Fingern darnach.

„Es ist schönes, weißes Holz, der Jäger wird uns aufschreiben!“

„Wenn er es zu sehen kriegt!“ rief der Bub mit verzehmtem Lachen.

Er lief zu dem blauen Wagen mit den roten Rädern, die sich um die grüne Achse drehten. Tief unter das Reissig barg er das runde Stämmchen. Dann schüttelte er seinen Strubelkopf und lachte:

„Nu soll er's suchen, der Jäger!“

Er schnitt eine Grimasse, Karola atmete auf. „Nein, nun sieht er es sicher nicht“, sagte sie mit ihrem hellen

Kinderstimmchen, ging rund um den Wagen herum und nickte „gut so.“

Dann ging das Sammeln wieder an. Marticek überließ ihr das ganz allein; er warf Steine in ein Wässerlein, das sich klar und lustig durch den Wald wand.

„Weißt du, woher das Wasser kommt?“ fragte er einmal wichtig die Schwester.

Die schüttelte das blonde Köpfchen.

„Du weißt auch gar nichts — vom Schwarzbrünnlein doch!“

„Vom Schwarz — — — brünnlein?“ Ja, wo lag denn nur das Schwarzbrünnlein? Das wußte die kleine Karola auch nicht.

Da wandte der Bub ihr den Rücken. So dumm — gar nichts wußte sie! Nicht einmal, woher das rinneude Wasser kam — wo doch Schwester Eva täglich zum Schwarzbrünnlein um Wasser ging!

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und schlich pfeifend um die Schutzhütte herum. Man konnte es nicht sehen, daß eine Stange fehlte. Bah, man würde es auch nicht merken, wenn er noch eine — oder höchstens zweie herauszöge. — Karola sah nicht her. Er maß die Länge der Stangen mit den Augen.

„Von einer gibt es keinen Stall,“ flüstert er. „Und einen Stall muß ich haben, für das weiße Karnickel, das ich mir kaufen werde vom Josef Soj für die bunten Marmorkugeln.“

*

*

*

Durch den Wald schritt der Abend mit leuchtendem Rot und tauchte allen bunten Herbstschmuck in flammendes Licht. Ein Glühen rundum, ein Leuchten, gelb, rot, in allen Tönen. Darunter der dunkle Ernst der

Roniferen, wie eine Demonstration gegen zu laute Daseinsfreude.

Unter roter Eiche sprudelte der Quell. Sein klares Wasser sprang in ein holzgefaßtes Becken, floß über den Rand hinaus und wand sich als glitzerndes Schlängelgelein durch Moos und Gras.

Auf dem Brunnenrand saß Eva, die helläugige Schwester Marticeks. Nur eines Bergmanns Tochter, aber fein und lieblich in ihrer Jugend. Ein bunter Rock mit weiter Schürze, ein schwarzes Mieder, das das weiße Hemd umschloß, rote Perlen, zum Schutze gegen Alpdrücken und böse Krankheit, standen dem Frisch der Wangen, den weichen, runden Formen ihres Körpers gar gut.

Das mochte auch der junge Jäger denken, der neben ihr am Stamm der Eiche lehnte und mit heißen Augen auf sie nieder sah.

Vom Wasser sprachen sie, von den Marienfäden, die den Herbst durchschifften und an Rock und Haaren hängen blieben; von den Eichen und Buchnüssen, die von den Bäumen fielen.

Und der Jäger neigte sich und sammelte die kantigen Früchte der schlanken Buche und reichte sie auf seiner flachen Hand dem blonden Mädchen. Sie sah ihn an und dachte: „Wie steht ihm das Hütchen mit dem Adlerflaum so gut, wie knapp sitzt ihm sein grüner Rock und wie lieb sind seine Augen!“

Sie knabberte mit weißen Zähnen die braunen Nüßchen, lachte und sagte: „Wenn man viel davon ißt, wird man betrunken.“

„Man muß sie vorher rösten, dann schaden sie nichts“, gab er zur Antwort, und die Hammerschläge seines Herzens trieben ein brennendes Rot auf seine Wangen.

Wie schön das Mädchen war! Seine Augen hingen verlangend an ihrem roten Munde. Ein Zittern ging durch ihre Glieder. Sie neigte sich über den Brunnen, ihre Verlegenheit zu verbergen. Sänkelnd warf sie die Schale einer Buchnuß in das Wasser, aus dem vorworen ihr Gesicht auftauchte. Ihres und — seines. Er sah das braune Schifflein auf dem Wasser schaukeln und warf noch ein zweites zu.

Ihre Köpfe waren sich so nah, ihr Atmen mischte sich. Die Blut, die in beider Adern brannte, saß werbend in ihren Augen.

„Wenn sich die Nußschalen da unten finden, gibt's Hochzeit zwischen mir und dir“, flüsterte der Jäger stockend. Da sah sie zu ihm auf, mit Augen — wie's dann geschah? Keiner wußte es zu sagen. Ihre Lippen fanden sich zum ersten Kuß.

Es war so still im herbstlichen Wald, die Sonne flammte mit prickelnder Blut, wie alter Wein in jungem Blute. Tief im Westen stand eine dunkle Wolkentwand.

Kinderlachen kam durch den Wald und schreckte die Liebenden auf. Eva griff verschämt nach den Wasserkannen, die im Grase standen, und füllte sie bis zum Rande. Der Jäger schob den Riemen seiner Büchse glatt und sah nach der Wegbiegung, von der das Lachenklang. Marticek und Karola bogen um die Ecke. Sie war das Pferd und zog den blauen Wagen mit den roten Rädern. Das dürre Holz war hoch geschichtet. Marticek ging als Rutscher nebenher und schwang die Peitsche. „Hü hott!“ Tausend pfiff die Haselgerte durch die Luft. „Hü hott — perunie, faules Tier!“

Aber Karola stand erschrocken, die Augen starr auf den Jäger gerichtet, der neben der großen Schwester stand. Ihr Herz schlug stark. Die runden Hölzer... Auch Marticek schielte jetzt nach dem Wagen. Da unten, unter den Reifern guckten sie vor, die drei glatten Stämmchen aus dem Dach der Schutzhütte. Wenn der Jäger sie aufschrieb, dann gab's Schläge zu Hause und in der Schule. — — Aber rasch hob sich sein Trotz, eine Ausrede mußte sich finden, ja.....

Da sah er Schwester Eva an, sah ihren Blick, der an dem Jäger hing. Ein Zucken ging über das Kindergesicht, ein frühreifes Verstehen. „Komm, Karola, — der da schreibt uns nicht auf.“

Und im lachenden Uebermut schalt sein „Hü hott“ so laut durch den Wald, wie nie zuvor. Bald schwand die kleine Gesellschaft hinter dichtem Buschwerk. Aus der Tiefe des Waldes wanden sich die ersten Schatten der Nacht, höher stiegen die Wolken im Westen, das feurige Rot rundum verblaßte.

Ein letzter Kuß, ein letztes leises Flüstern, dann war der Jägersmann allein. Sinnend stand er und schaute auf das Wasser im Brunnlein, schaute auf die zwei Aufschalen, die da herumschwammen, und sich doch niemals fanden. Aber er dachte nicht an das Orakel des tändelnden Spiels, er dachte nur an das Morgen, an das Wiedersehen. Hoch richtete er sich auf. „Das Leben... ja... es ist doch schön!“

Stundenlang strich er durch den Wald und merkte es nicht, wie dunkel es wurde, wie sachte Tropfen auf Tropfen niederging. Erst als der Regen heftiger wurde, suchte er die Hütte auf im Jagd 110. Einen Pirsch-

gang wollte er machen, im Schußlicht früh, auf den stolzen Sechzehnder, der keine tausend Schritte weiter wechselte. Er steckte sich sein Pfeifchen an; auf das Dach trommelte der Regen, er hörte es kaum. Stieß den blauen Rauch von sich, der langsam aufstieg, höher und höher sich unter dem spitzen Dache verkroch. Hätte er den krausen Wölkchen nur einmal nachgeschaut! Vielleicht hätte ihn da oben an der Decke irgend etwas erschreckt. Die Lucke, durch die der Regen rann, und an den Balken weiter kroch, bis in die trockene Erde, die ihn gierig trank. Oder vielleicht auch nur die Feuchtigkeit der Gras- und Moospolster, die unter schwerer Erdschicht lagen, sich vollsogen mit überall eindringendem Wasser, sich bogen und senkten, hier und dort. Aber er sah nicht auf. Er sah nur immer vor sich nieder auf das dürre Laub zu seinen Füßen, dachte und sann dem Rätsel der Liebe nach. Lächelte im Erinnern an das Heut, im Hoffen auf das Morgen. — Stärker rauschte der Regen. Schwer legten sich die Wassermassen auf das Dach der Hütte, drückten es mit wuchtiger Macht tiefer und tiefer. — — — — —

Am anderen Tage wartete Eva vergeblich am Schwarzbünnlein. Die Wolken hatten sich zerteilt, der Himmel stand im kalten Blau über der dämmernden Erde. Feucht stieg es aus dem vollgesogenen Waldboden, und aller bunter Waldschmuck sah fahl und trübe aus. Immer rascher schwand der Tag. Aus der Tiefe des Waldes kam der gewaltige Schrei des Hirschens. Sie zuckte zusammen, strich mit der Hand über die Augen und ging heim.

Die ganze Nacht lag sie wach, horchte hinaus und stand mit dem frühesten Morgen auf. Strich um die Försterei, horchte hier- und dorthin. Es wurde Mittag.

Da zeigte sich in dem kleinen Grubenorte jene erregende Unruhe, die gewöhnlich mit dunklen Unglücksvorstellungen zusammenhängt. Bald war der Name des jungen Försters in aller Munde. Er war nicht heimgekommen, gestern nicht und heute nicht. Man fragte nach ihm, niemand hatte ihn gesehen. Ein Unglück: Auf aller Lippen stand es, doch niemand sprach es aus, als könne so noch Furchtbares verhütet werden. Bergleute durchstreiften den Wald, sie fanden den Gesuchten nicht. Man dachte an Wildddiebe. Hatte nicht schon einmal eine verbrecherische Kugel seinen Hut gestreift?

Immer fieberhafter wurde gesucht; die kühnsten Vermutungen gingen von Mund zu Mund. Da endlich, am dritten Tage, fand man ihn. Verschüttet von der zusammengebrochenen Hütte, die halb ausgerauchte Pfeife noch in den starren Fingern.

Die ganze Gemeinde leitete ihn zur letzten Ruhe. Unter düsteren Kiefern und jungem Birkenlaub begrub man ihn.

Indessen zimmerte Marticek daheim seelenvergnügt an seinem Kaninchenstall. Sein Kinderverstand ging ahnungslos an dem Trauerspiel vorüber, das sich da draußen abgespielt.

„Schau, Eva!“ rief er der heimkehrenden Schwester zu und zeigte ihr den halbfertigen Stall, „schön — gelt?“

Sie sah mit trüben Augen hin, und mitten durch ihren Schmerz schoß der Gedanke: „Woher hat der Junge das schöne Holz?“ Aber sie fragte nicht. Sie trat ans Fenster und sah hinaus in den dunklen Wald, der so stumm, so ruhevoll vor ihr lag. — — —

Heut ist das Grab vergessen. Eine Birke neigt sich trauernd darüber hin, wilde Narzissen blühen aus wirrem Buschwerk auf. Sie senken ihre weißen Köpfe über die verwitterte Inschrift des grauen Steines:

E. H.

verunglückt im Jagen 110

im Jahre 18...

Am Hüttenteich

Schwül zieht die Julinacht herauf.

Hüttenrauch verdunkelt den blauen Sommerhimmel. In gewaltigen Massen entquillt er den hohen Schloten der Hochöfen, krümmt und windet sich und zieht langsam über Brand- und Bruchfelder, über taubes Gestein, über den Teich, der nahe der Hüttenmauer im Rahmen kahler, rissiger Ufer liegt, wie ein totes, wimpernloses Auge.

Aus der Hütte kommt das Surren, Stampfen, Zischen und Dröhnen ruheloßer Arbeit. Flammende Zungen fahren aus den Schloten und färben die Rauchschwaden mit schmutzigem Rot. Vornehm kühl glänzen dazwischen die Kugeln elektrischer Lampen.

Erlebe spiegeln sie das schwarze Teichwasser wieder. Einsamkeit rundum.

Kein Mensch, kein Tier, soweit das Auge reicht.

Glückbeladen scheint die zertwühlte Erde unter dem nächtlichen Himmel. Starr liegt sie, wie im schweren Traume. Wie in Trauer um verlorene Jugend. Um die Zeit, da sie noch unberührt von goldgieriger Menschenhand, unter Blumen und Rasen die Schätze hütete, die jetzt da drinnen in der Hütte im weißglühenden Feuer schmelzen.

Einsamkeit rundum.

Der Hüttentwächter, der eben in das breite Tor der Hüttenmauer tritt, wirft gleichgültige Blicke in die

ruhende Nacht. Plötzlich schaut er scharf zu. Auf dem Wege, der sich zwischen Teich und Hüttenmauer, durch Bruchfelder zur nahen Stadt wand, kam jemand herauf. Langsam und schwerfällig wie ein Trunkener. Plump hob sich die Gestalt aus dem Dämmerlicht der Sommer- nacht, blieb öfter stehen, gestikulirte mit den Händen, ging wieder weiter.

Neugierig sieht der Wächter der Kommenden entgegen: Es geschieht so selten, daß nach dem letzten Schichtwechsel noch jemand hier herauskommt. Jetzt tritt die Gestalt in den Kreis des elektrischen Lichtes. — Ein Weib ist's, ein altes, verwahrlostes Weib. Wirr quillt das graue Haar unter dem schmutzigen Tuche hervor, das Kopf und Brust verhüllt. Ein grober Rock hängt in Lumpen um ihre plumpen Glieder. Schief und grau sind die vertragenen Schuhe.

Das Weib bleibt stehen, greift in die Falten ihres Umschlagtuches, — ein Schmunzeln geht durch das breite, schwammige Gesicht. Mit zärtlicher Gebärde führen die alten, welken Hände eine breitbauchige Flasche zum Munde. Glück — glück: Fufeldampf steigt auf.

Der Wächter, der noch immer in dem offenen Tore steht, lacht:

„Daß ich's nicht gleich gedacht! Die närrische Ba- buscha! Die wird ja wohl immer erst mit den Fleder- mäusen lebendig. Haha! Prost Liebchen“, ruft er ihr mit rohem Spotte zu.

Das Weib erschrickt, sieht auf und schüttelt mit breitem Lachen die Faust nach ihm, schreit ihm mit zerstörter Stimme ihre Antwort: Verb — zu verb, selbst diesem Manne. Er schüttelt sich:

„Puh — immer toller wird sie. Und die soll ein- mal sein und zart gewesen sein! Wie ein Engel, sagen

die Leute, die sie früher gekannt haben. Wer das glauben soll! Die — ein Engel...”

Nachdenklich tritt er in den Hof zurück. Die schweren Tore drehen sich in ihren Angeln und fallen krachend zu; der Schlüssel kreischt im Schloß. Langsam verhallt der Schritt des Wächters hinter den hohen Mauern.

Fiebernd rast hier der Pulsschlag schwerer Arbeit weiter. Draußen bleibt öde Einsamkeit zurück. Kein fremder Laut mischt sich in das Fauchen und Rasseln, das aus der Hütte kommt; wie das Aechzen aus gepresster Brust.

Still liegt die Erde unter dem nächtlichen Himmel. Von Zeit zu Zeit lohen Flammen erhellend über sie hin. Haushoch steigen die Feuer wertloser Gase aus der Hütte auf, sinken in sich zusammen und lassen doppelt empfundene Finsternis zurück, bis jäh ein neuer Glanz weithin leuchtend aufsteigt — der Widerschein des Abstiegs. Auch er verblaßt und versinkt in Nacht.

Anberührt von den flammenden, zuckenden Lichtern der Hüttenfeuer bleibt das Weib; sieht nichts, als den Inhalt der bauchigen Flasche. Trinkt und trinkt — in unerfülllichen Zügen — wie ein hungriger Säugling — die Flasche leer. Ein behagliches Gurgeln kommt aus ihrer Brust, ein zufriedenes Schmunzeln hellt das verwüstete Gesicht auf.

Immer wieder streichen die plumpen Finger über ihre Brust. „Gut — ah!“

Alle noch mögliche Genußfähigkeit liegt in den kurzen Lauten. Sorglich verwahrt die Frau die Flasche hinter dem zerrissenen Tuche; dann wankt sie weiter, unverständliche Worte vor sich himmelmelnd. Jedesmal, wenn die Sichtfeuer erleuchtend die Nacht durchbrechen, schrickt sie zusammen und blickt furchtsam um

sich: „Es ist alles jetzt so anders hier!“ Ja, sie ist lange nicht hier gewesen — sehr lange!

„Damals... Wie schwarz das Wasser im Teiche ist! Hu...“

Langsam schwankt sie den Ufern zu. In ihr zerknittertes Gesicht kommt ein Ausdruck grüblerischen Denkens. Unermüdlich flüstern ihre bläulichen Lippen abgerissene Sätze vor sich hin.

„Damals gab's Kornfelder hier!“ Suchend gehen ihre schwimmenden Augen umher. Durch ihren Geist zieht ein Erinnern, wie zuckender Blitz.

„Hohes Korn — gelbes Korn!“ Sie fichert vor sich hin, wie jemand, der sich innerlich freut, über ein gut gehütetes Geheimnis.

„Niemand hat uns da gesucht!“ Ihre Stimme schlägt in Wehmut um; ihre Augen blicken starr, wie nach innen gerichtet. Steigt die Zeit der ersten, seligen Liebestunde vor ihr auf?...

Sie war so jung damals! Rund, weich und zart die weißen Glieder... Wie gelbe Seide lag das Haar um Stirn und Wangen. Die Lippen rot, wie dunkle Nissen. So jung war sie — und so allein! Die Mutter tot. Der Vater, die Brüder meist unter Tage in schwerer Arbeit. Da kam er, und — — Von drüben kam er... von jenseits der Przemsa... Seine Augen waren schwarz und brennend, seine Stimme heiß... „Mein Täubchen, mein süßes... mein goldenes Herzchen... In mein Haus trag ich dich, dort hinter der Przemsa hinter der Grenze...“

„Haha, Täubchen... haha, Haus... Nichts hat er gehabt, der Lump!“ schreit sie plötzlich auf. „Nichts, als die blanken Stiefel und die schwarzen falschen Augen...“

Ueber die Halben zucken die Hüttenfeuer, auflösend und versinkend.

Die Frau schauert zusammen, zieht wie im Frost das Tuch fester um die schwammigen Glieder. Langsam knickt sie in sich zusammen; sucht mit den Händen Halt und Stütze; kauert sich nieder am Rande des toten Wassers. Stumpfsinnig blicken ihre Augen hinein. Ihr Kopf sinkt schwer auf ihre Brust. Träumt sie? Ihre Rippen bewegen sich unaufhaltsam. Manchmal drängt sich ein lautes Wort darüber. Ein Schimpfwort, wie es die Gasse kennt. Dann wieder ein süßes Schmeichelwort. Alles wirr durcheinander, als plappere ein Papagei erlernte Weisen.

Schwül liegt die Juliglut in der unbewegten Luft. Am Himmel dunkle, drohende Wolken; geduckt, wie sprungbereite Raken. Plötzlich lacht das Weib schrill auf. Grell taucht ein Tag aus der Vergessenheit vor ihr auf. — Ein Tag voll Pein und Qual. Ein Tag der sie losriß von der Gemeinschaft ehrlicher Menschen. Des Vaters Zorn, die schwere Faust der Brüder treiben sie hinaus aus dem Schutz des elterlichen Hauses.

Wohin in ihrer Not?

Zum Teich, der still im Abendglühen liegt!

Ueber die Felder ging der Herbstwind. — Das Korn, das ihre Liebe gehütet, wo war's? Gänse weideten auf den Stoppeln und junger Hirtenmund sang Schelmenlieder. Lieder von verratener Liebe, von vergessener Treue.

Am Rande des Wassers blühten noch Blumen, weiß und blau; wie mit bräutlichem Kranz schmückten sie den Teich. Das Wasser so hell, so klar und rein! —

In seine Gluten wollte sie sich flüchten vor dem Hohn der Menschen.

Aber das reine, stolze Wasser wollte die Verlorene nicht. — — —

„... Die steifen Röcke tragen sie!“ schrien die Leute, die ihr nachgelaufen waren. Sie fischten sie aus dem Teich; zogen und zerrten die Widerstrebende zurück zum Leben. Trieben sie vor sich her mit Spott und Hohn.

Das lange Haar dunkel und schwer vom Wasser, die Kleider eng an ihren nassen Leib geschmiegt, umtost vom rohen Straßenjubiläum, so führte man sie zurück ins Leben.

Welch einem Leben!

Ein Bittern geht durch die Glieder der Verwahrlosten, ein tiefes Stöhnen ringt sich aus ihrer Brust. Wie Feuer brennt das Blut in ihren Adern, die Zunge ist trocken von unlöschbarem Durst: Trinken — — ja!

Gierig suchen die welken Hände die Flasche. Trinken — bis die Augen schwimmen, der Geist in Finsternis versinkt, der Körper hinsinkt in bleierner Schwere. Trinken — ja — Leer ist die Flasche, leer! — —

Mit einem Glucke schleudert sie sie fort. Aufklatschend fällt die Flasche in das dunkle Wasser; saugt sich voll — gluck, gluck. Weit beugt das Weib sich über den Rand des Teiches. Ihre Augen starren auf die Flasche, die langsam sinkt. Bitternd verrinnen die Kreiße, die sie gezogen. Still ist das Wasser und dunkel.

Sichtfeuer lohen darüber hin und heben es sekundenlang aus der Nacht heraus.

Da schreit das Weib jäh auf mit wildem, weithin schallendem Lachen.

„Ha, Liebchen, jetzt kenn ich dich! Schmutzig bist du geworden? Psui — — Nichts anderes bist du, als die närrische Babuschka: Wo ist der Kranz, der dir im Haar gelegen — —? Hui — fort, verweht, zerrissen . . .“

Gellend verhallen ihre Worte in der stillen Nacht. Ihre Hände graben sich tief in die scharfe, kantige Erde, der Wunden nicht achtend, die ihr die Schlacken reißen. Wirr hängt das graue Haar um ihre Schläfen. Die Augen blicken starr und leer.

Siefer beugt sich das Weib über das Ufer. — Gestein und Erde löst sich unter ihren Knien und fällt mit dumpfem Schall ins Wasser.

Da geht ein Schreck durch die gebrochene Gestalt — ein Ahnen der Gefahr, in der sie schwebt. Mit instinktiver Lust zum Leben fährt sie zurück; die Hände greifen, eine Stütze suchend, in die Luft. —

Schrill durchhallt ein Schrei die Einsamkeit der Nacht — ein schwerer Fall — aufklatschend schlagen die Wasser zusammen. — —

Langsam zerrinnen die Kreise.

Dann liegt es wieder still und starr im Rahmen kahler, rissiger Ufer, wie ein totes, wimpernloses Auge.

Sichtfeuer zucken darüber hin. Schwül und schwer liegt die Nacht, wie im Banne finsterner Mächte.

Einsamkeit

Den Rosenkranz zwischen den dürrn Fingern, sitzt Rozalka Pioßel auf ihrem gewohnten Plaze, der alten, mit Stroh gefüllten Bettstatt. Ihre Lippen murmeln Gebete, ihre Augen blicken leer in die Dämmerung des scheidenden Tages. Still ist's um sie her. Aus der Tiefe des öden Zimmers leuchtet das Kerzlein vor dem Muttergottesbilde, welches Rozalka jeden Sonntag ansteckt. Ein Opfer, das sie noch nie in ihrem langen Leben unterlassen hat. Damals, als sie, eine junge blühende Frau, das erste Mal unter der morschen Balkendecke geschlafen hat, hat sie dies Gelübde getan, und sie hat es gehalten, wie ja auch die Gottesmutter ihr immer nahe gewesen mit ihrer Hilfe.

Hinter dem Bilde stecken die geweihten Palmen. Gottlob! Die irrenden Seelen der in Sünden Gestorbenen haben keine Gewalt über Rozalka. Sie können nicht über ihre arme Schwelle, die mit dem Zeichen des hl. Kreuzes geschützt ist.

Langsam schieben die harten braunen Finger die Perlen des Rosenkranzes weiter. Er ist alt, der Rosenkranz. Er war das erste Geschenk ihres seligen Lorenz. Auf dem Ablassfeste in Annaberg hatte er ihr ihn gekauft, als sie zusammen dort gewesen. Damals noch Braut und Bräutigam, mit all dem hoffenden Glücke im Herzen, das eine lockende Zukunft zu schaffen weiß. Das ist lange her — — —.

Heut ist auch Rozalka dürr und alt, eine überreife Frucht. Ihr Rücken ist krumm von der Doppellast der Arbeit und der Jahre. Ja, sie hat sich bücken müssen im Leben, immer bücken; auf dem Felde in schwerer Arbeit, wenn sie mit den Sachsengängern auf den großen Gütern weckte, um ihren Lohn zu sparen für die Hochzeit; in der Ehe, die hart und mühselig war. Die Kinder an den Falten ihrer Kleider hängend, das Kleinste im Grastuch auf dem Rücken, so ging sie auch als Frau noch tagelöhnern, weil der Mann all seinen Verdienst vertrank. Kam sie am Abend heim, müde von der Arbeit, dann war noch das Nachtmahl zu bereiten für Mann und Kind war noch das bißchen Häuslichkeit zu pflegen. Und wie oft kam Krankheit und auch der Tod unter das morsche Strohdach! Aber die Gottesmutter stärkte sie mit süßem, verheißendem Lächeln, und so war es gegangen trotz aller Not.

Langsam brennt das dünne Lichtlein vor dem Marienbilde. Durch das winzige Fenster schaut der aufziehende Abend; grau, trübe guckt er auf den ungedielten Boden, wirft lange Schatten darüber hin. Aus den Winkeln und hinter dem Herd hervor kriecht die Dunkelheit, gierig die letzten Lichter des Tages verschlingend.

Rozalka schiebt die Perlen des Rosenkranzes weiter und betet mit murmelnden Lippen:

„Heilige Maria, Mutter Gottes...“

Ueber das alte Dach des winzigen, halb verfallenen Häusleins fliegen die verhallenden Töne der Glocken von der Klosterkirche, die hinter dem Walde steht. Rozalkas altes, runzeliges Gesicht zeigt feierlichen Frieden. Lange ist's her, seit sie das letzte Mal in der Klosterkirche gebetet hat. Ihre Füße tragen sie nicht mehr so weit. Gerad', daß sie die Ruh noch weidet im nahen

Gehölz, und unter dem Waldkreuz ihrem Herrgott dankt, wenn die Kirchenglocken zum Beten rufen. Ja, dankbar ist sie für die Ruhe ihrer alten Tage, für die Sonne, in deren Wärme sie die letzte Wollust des Lebens genießt. Das Leben selbst: ohne Wünsche, ohne Sorgen. Sie hat ihr Dach über dem Kopfe, die alte Rozalka, sie hat ihre Ruh, ihren Kartoffelacker, hat das Muttergottesbild im Winkel der Stube und den Pfennig für das Kerzlein, das sie der Himmelkönigin allwöchentlich einmal opfert. Was braucht sie mehr? —

„...bitte für uns arme Sünder...“ betet Rozalka weiter. Ihre eingesunkenen Augen hängen an dem Bilde der Heiligen, das immer dunkler wird. Das schwache Licht des Kerzleins wirft roten, flackernden Schein über den alten, gelben Rahmen, weiter reicht es nicht. Und wie die Finger der Frau die Rosenfranzperlen mechanisch weiter schieben, wandert ihr Blick an der Bilderwand vorbei auf den hellen Punkt in der dunklen Ecke, den Familienofen. Zigeunerosen heißt er im Volke. Ein altes Stück, dieser Ofen! Ein letztes Erinnern an die Ehrwürdigkeit des patriarchalischen Bauerntums, das sich um solchen Herd herum abgespielt, ein letztes Erinnern auch an die Heiligkeit des Feuers, in dessen rotglühendem Schein, an trüben Winterabenden die Familie friedlich beisammen saß, das Doppelgeschenk des Herdes, Licht und Wärme, froh genießend.

Unförmig, von Lehm zusammengebaut, mit offener Feuerstelle, über der ein plumper Mantel von Lehm, den Rauch ableitend, hängt, nimmt er ein ganzes Viertel der kleinen Stube ein. Noch liegen in den eingebauten Kammern die kurzen Holzscheite sorgsam geschichtet, noch liegen die Reisigbündel da, die Rozalka heimgetragen mit gekrümmtem Rücken, als der Wind schon über die

Stoppeln gefegt. Noch liegt die Asche auf der rostlosen Feuerstelle, und steht der Dreifuß mit dem Topfe da, in dem Rozalka sich am Morgen die saure Roggensuppe gekocht nach altem Brauch.

Sie hängt noch an den Sitten ihrer Jugend, die Rozalka, feuert mit Holz und trinkt nur Sonntags Kaffee.

Weiß leuchtet der Ofen aus dem Dämmerlicht des grauen Tages. Der einzige helle Punkt in der düsteren Armut, die nur gestampften Lehm unter den Füßen hat und Stroh in hölzerner Bettstatt. Aber den Herd hat Rozalka fast so hoch gehalten wie den Bilderwinkel, hat ihn geweiht und ausgebessert jeden vierten Sonntag. Um den Herd herum wird ihr mühseliges Leben lebendig, erwacht das bißchen Glück, das sie genossen. Dort auf der Bank, die tief hineingebaut ist in das Mauerwerk des Ofens, dort saß sie oft als junge Frau, das erste Kind an ihrem vollen Busen. Und dann so weiter: die Bank ward bald zur Bettstatt für die Kleinen, die dem Jüngsten Platz machen mußten, an der Mutter Seite. Und neben die Bank kam mit dem reichen Kinderseggen dann die Britsche, auf der zwei Buben schliefen. Oben aber, auf der breiten warmen Fläche des Ofens, verbrüßelte der Großvater im alten Pelz die letzten Lebensjahre. Das ist lange her, aber Rozalka fühlt heute noch das Grauen durch ihre Glieder rieseln, so oft sie im Dämmerlicht da hinüberfieht. Dort oben lag eines Tages der Großvater — kalt, starr, fremd, mit glasigen Augen.

Ein Schütteln packt die alte Frau. Sie wendet den Blick zurück zum Muttergottesbilde, sucht den Frieden des holdseligen Angesichts. Aber die Dunkelheit hat ihre Schleier darüber gezogen; trübe flackert das Licht=

lein, ein roter Punkt in gähnender Finsternis, der glänzende Fleck vom alten Rahmen hebt. Still ist's im Zimmer, lähmend einsam, nur der Holzwurm tickt und bohrt. Ein letzter matter Schein fällt durch das Fensterchen auf den ungefegten Boden. Seit Wochen nicht gefegt! Für wen auch sollte Rozalka ihre Stube fegen? Sie sieht den Schmutz nicht, der sich da gesammelt, hat kein Verständniß mehr dafür; ihr Blick geht über so was weg in ihrer Einsamkeit. Immer ist sie allein, sie und die Lischka, die geschleckte, die in dem kalten Stalle steht. Die jungen Kälblein hat Jahr um Jahr der dicke Fleischer aus der Stadt geholt, und ihre Kinder? Wie junge Vogelbrut sind sie verflogen. Die Anka, die zuerst geborene, war nun auch schon alt und saß als Großmutter im Winkel ihrer Tochterwohnung, drüben hinter dem Walde an den Schlackenhalden. Ihr zweiter Sohn, der Zendrek, Gott hab' ihn selig! Ohne Beicht' und Priester hat er die Welt verlassen müssen. Unten in der Kohlengrube hat ihn der Straßch geholt, weil ihn sein loser Mund gelästert und gelegnet.

„Heilige Gottesmutter,“ betet die einsame Frau, während es kalt durch ihre Glieder rinnt. Es kroch da etwas unter dem Mantel des Herdes hervor. Dunkel, lautlos schlich es über den Ofen, legte sich flach auf die weiße Fläche. Rozalka schlug das Herz — poch — poch — jeder Schlag erschüttert sie, machte ihre Augen starr und weit.

So still war's um sie her, so grau, so einsam! Kräutergeruch kam von den Deckenbalken, in deren mürbem Holze der Wurm pochte. Mäuslein kamen und knabberten, raschelten im Holze, im Reisig unter dem Herd. An dem Fenster vorüber gingen dunkle Schatten. Das einsame Weiblein reckte den sehnigen, holzbraunen Hals,

schaute furchtsam durch das kleine Fenster. Einsam zogen sich die buckeligen Linien des sandigen Ackerlandes, verloren sich in schwarzer, starrer Waldwand. Kahl lag der ungepflügte Boden unter dem Novemberrhimmel, an dem die Wolken hingen, grau, trübe, unbeweglich, wie gespanntes Segeltuch. Nirgend Bewegung, nirgend Leben, nur lähmende Ruhe, so weit die Blicke gehen. Erschauernd dreht die Frau den Kopf zurück ins Zimmer. Hier ist es ganz dunkel geworden. Schemenhaft gleißen die Lichtflecke vom alten Bilderahmen, hebt sich die weiße Fläche vom alten Ofen ab. Und in dieser Todesruhe ein Spucken, das vom Herde kommt. Starr blickt die alte Frau hinüber, ihr Ohr verdoppelt seine Schärfe. Es ist kein Traum, es räuspert sich, spuckt, flucht auf der Herdfläche, es regt sich, hebt sich — — —

„Vaterle!“ ruft die Frau mit heiserer Stimme. Die Angst preßt ihr den Ton in der Kehle zusammen. Gott, wie einsam sie ist! Niemand steht ihr zur Seite, elf Kinder hat ihr Schoß getragen, wo sind sie hin? Keines fragt mehr nach der Mutter; keines kommt zurück in das halb verfallene Haus, das fremd in ein neues Jahrhundert schaut.

Es war schon alt das Haus, als die Rozalka vor 50 Jahren hineingezogen. Sehr alt ist das Haus. Ueberall trägt es die Spuren des ehernen Gesetzes, das den Tod zum Meister macht für alles Leben. Durch die morschen Wände streicht der Wind, bröckelnd fällt der Behm zur Erde, zerbrochen ist das Fensterglas. Eine Bank, die Ruhe, das Bettgestell ist aller Hausrat, den die Kinder ihr gelassen, die Kinder, die ihre Mühe gepäppelt, ihr Schweiß genährt hat; wo sind sie hin? Ein paar davon liegen draußen unter dem Holzkreuz

auf dem Friedhofe, die andern —? Sie weiß nicht mehr, wie sie alle geheißen haben. Da war die Christa, schön und jung. Weiß, rot und rund war sie. Die große Stadt hat sie verschlungen; nie mehr ist sie zurückgekehrt zum Muttergottesbilde und zum weißen Herd.

Starr, mit vorquellenden Augen blickt das Weib auf die Stelle, wo einst der Vater steif und kalt gelegen. Dort hebt sich's jezt, schüttelt sich, glüht mit grünen Augen, bannt Rozalkas Glieder im namenlosen Schreck. Die Totenfrau — — —

Deutlich erkennt sie das weiße Gesicht, sieht die langen schleppenden Schleiertücher, die den blutlosen Leib verhüllen. — — — — —

Sie ist arm, die Rozalka, sie ist alt und elend, aber sie will noch leben. Sie fürchtet sich vor der schwarzen Erde, aus der niemals jemand zurückgefunden hat zum Leben. Sie fürchtet sich vor der Ewigkeit, die mit Himmel oder Hölle winkt. Wenn sie auch immer der Gottesmutter ihr Kerzlein geweiht, weiß sie es, ob der Himmel ihrer wartet? Und die Hölle, nein, sie will noch nicht sterben! Will noch in warmer Sonne unter dem Waldkreuz sitzen und schauen, wie der Scheckin das kurze, harte Gras schmeckt. Aber, ihre Augen weiten sich, die Schleier vom Ofen fliegen auf, gleiten hinab zur Erde, gleiten herüber zu ihr, näher, immer näher kommt's, schon streicht der Atem jenes Rätselweibes kalt um ihre welke Stirn, schon strecken sich die weißen Arme nach ihrem Halse aus, funkeln die grünen Augen sie lähmend an — — —. Sie kann sich nicht rühren, kann nicht schreien, kann nicht beten, die Angst hält ihre Glieder im starren Bann, treibt ihre Augen aus den Höhlen — — —.

Da, plötzlich ein langgedehntes — Muuuh — muuuh
— und wieder — muuuh — — —

Ein Zucken geht durch die Glieder der Alten, ein
frohes Beben. Langsam kommt es zurück, das warme
Leben. Muuuh — — —

Sie rafft sich auf, sie schüttelt die Angst, die sie mit
tausend Fühlern gepackt hat, von sich, ein Lächeln tritt
auf ihren welken Mund. Die Lischka, die einzige Ge-
fährtin ihres Alters, sie ruft — — — — —
— — — — —

Lappend schlürft sie aus dem Zimmer durch den
schmalen Flur hinüber in den Stall, der unter dem-
selben alten morschen Dache liegt, wie ihre Stube.

„Lischka, Lischka!“ flüstern ihre dünnen Lippen. Sie
löst das Tier von dem Stricke, der es an der Krippe
hält, führt es aus dem kalten Stalle über den schmalen
Flur in ihre öde Stube. Wirft das Stroh aus ihrem
Bette. „Da, Lischka, da!“ Zitternd ruft sie es.
— — — — —

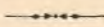
Wiederkäuend liegt das Tier am Boden; hingefunken
zur Erde, den alten müden Kopf auf dem Körper der
Ruh, das runzelige, einsame Weib. Die welken Hände
gleiten losend über das struppige Fell, und der zahnlose
Mund flüstert schmeichelnd die zärtlichen Worte, die
einst die junge Mutter dem neugeborenen Kindlein zu-
geflüstert:

„Mein Käferchen, goldiges, mein Seelchen, meine
Lischka, mein Herzchen, einziges...“

Um sie herum braut die Einsamkeit weiter ihren
tollen, furchtbaren, wesenlosen Spuk, auf dem Ofen

hockt die weiße Frau mit grünen, begehrliehen Augen. Rozalka sieht nichts mehr, das warme Leben neben ihr scheucht alle Geister.

„Kühlein, du mein goldiges...“, flüsternd schlummert sie ein, ein ruhiges Lächeln um die welken Lippen. Die Nacht steigt höher, durchs Fenster blickt kalt ein funkelnder Stern, geheimnisvoll schreitet die weiße Frau mit den grünen Augen durch das einsame alte Haus.



Marinnas Hochzeitstag

Marinna, Michalefs älteste Tochter, sollte morgen ihre Hochzeit feiern mit dem Häuer Valentin Goy. Da gab es ein Hin- und Herlaufen in der kleinen Kolonie! Ein Scheuern, Waschen, Kochen, Backen und Braten! Jeder brachte nach herkömmlicher Sitte sein Scherflein zur Ausrüstung der Hochzeit, jeder half; selbst Kinder blieben nicht müßig, schleppten Tannengrün aus dem Walde, trugen die letzten Blumen zusammen, die der Herbst noch gab.

Hochzeit — Tag der Unruhe und Freude, der seligsten Erwartung junger, sich liebender Menschen!

Marinna legte in ihrer Kammer den Hochzeitsstaat zusammen. Den dunklen, grün umsäumten Suchrock, die weite, seidene Schürze, das schwarze Nieder, goldumsäumt, das weiße Hemdchen, zierlich bestickt um Hals- und Ärmelbändchen. Alles hatte sie selbst erworben in mühevoller Waldarbeit, alles genäht, Stich um Stich, nach den Mustern alter Kleider, wie sie die Mutter, die Großmutter getragen. Die launische Modegöttin hatte ihren Weg noch nicht getan in die stille, halb vergessene Waldkolonie.

Mit glücklichem Rächeln besah Marinna die hübschen Sachen; legte die echten Korallen zu den prächtigen Bändern, die Schürze und Brautkranz schmücken sollten; morgen, an ihrem Ehrentage! Kein Blümlein wird in

ihrem Kranze fehlen; würdig und ehrlich wird sie zum Altare schreiten, neben dem geliebten Manne.

Einen Tag noch und eine Nacht — dann wird sie sein Weib. . . Sie braucht dann nicht mehr in den schweren Tagelohn zu gehen. Nur im Hause wird sie schaffen, für sich und den Herzallerliebsten. „Mein Seelchen gutes — möge dich die heilige Barbara schützen, heut und immer.“ — Ihre Augen hoben sich auf zu der Heiligen, die aus schlichtem Rahmen schaute, in der Hoheit ihres unerschütterten Glaubens.

Durch das offene Fenster kam die linde Abendluft, und das Gesurre vieler Kinderstimmen. Ein Lachen, Quietschen und Schreien, wie Spazengezänke im Herbst. Vom Flur her kamen Schritte, leichte Mädchenschritte. Marinna wandte den Kopf horchend zur Thür. Die wurde rasch aufgerissen, zwei junge, rotwangige Mädchen traten ein. Lachen im Auge, Frohsinn auf den frischen Wangen, um den Mund.

„Wir bringen den Kranz!“ beide riefen es zu gleicher Zeit, reichten der Freundin den Kranz aus frischer Myrthe.

„Wie schön!“ rief Marinna, besah den Kranz von allen Seiten, lobte und dankte mit Blick und Wort, setzte den Kranz in ihr volles Haar, besah sich in dem kleinen Spiegel, der über der Kommode hing. „Gott, mein Gott!“ riefen die Mädchen erschrocken. „Rasch runter den Kranz, du verdirbst dir die Hochzeit.“

Ging nicht ein Schatten durch den kleinen Raum? Ein Schatten, grau, Anheil verkündend? Marinna nahm den Kranz mit bangem Lächeln, legte ihn in einen irdenen Teller und deckte ihn zu, damit er frisch bleibe bis morgen. Dann zeigte sie den Freundinnen ihren

Hochzeitsstaat, die schönen Bänder, die ihr Valentin geschenkt; vier Meter lang und darüber waren sie, durchwirkt mit Rosen, wie es Sitte war. Und sie zeigte ihnen das Hochzeitshemd, das sie dem Valentin zu schenken hatte nach altem Brauch. Fein gesteppt mit zierlichen Stichen, alles selbst genäht im Winter beim flammenden Kien.

Die Mädchen betasteten alles, lobten hier und tadelten da, nicht ganz frei von Neid.

„Valentin hat Zider bestellt und Musikanten,“ sagte Marinna.

Da leuchteten die Augen der Mädchen auf: „Tänzen — das wird sein!“ Sie klatschten in die Hände, drehten sich im Kreise, sangen das Brautlied mit schelmischem Blick.

Feine, klagende Glockentöne kamen durch's Fenster. Da fuhren alle erschrocken auseinander.

„Die Schichtglocke — Jesus — da muß ich heim, der Zur, die Kartoffeln sind noch nicht fertig...“

Die Mädchen eilten hinaus, Marinna deckte ein Tuch über die Hochzeitskleider. Dann ging auch sie hinaus. Der Valentin mußte jeden Augenblick aus der Grube kommen. Es war der letzte Abend, den sie beide als ledige Leute miteinander verleben sollten.

An der Küche mußte sie vorüber. Es roch nach Kraut, nach Schweinebraten, nach Kuchen — Frauen hantierten in dem kleinen Raume, stießen sich an, als Marinna kam, riefen ihr anzügliche Scherzworte zu... morgen... morgen...

Sie wurde rot, eilte rasch hinaus, blieb auf den Steinstufen vor der Tür stehen, legte die Hand auf das klopfende Herz, atmete tief und flüsterte mit glück-

lichem Lächeln vor sich hin: Morgen... morgen... Vor ihr lagen die Felder in herbſtlicher Nacktheit. Ein ſchmaler, viel betretener Weg ſchlängelte ſich hindurch nach den Schächten. Wie oft war ſie mit ihm zuſammen dieſen Weg gegangen! Frühmorgens, wenn die Sonne rot über der Erde aufstieg — und abends, wenn ſie glutvoll hinter den Tannen verſchwand.

Auf dieſem ſchmalen Pfade mußte er kommen, heut, das letzte Mal vor der Hochzeit, der geliebte Mann.

Hochzeit — ihre Bruſt dehnte ſich im unfäßlichen Glück. Sie ſah ſtolz um ſich, ſah die Kränze vor dem Hauſe, die es ihr zu Ehren ſchmücken werden, ihr und ihm. — Er müßte eigentlich ſchon da ſein — warum ſäumte er ſo lange? Sie ſpähte hinüber nach den Schächten. Plump hoben ſie ſich aus dem Licht des Abends. Dünner Rauch ſtieg aus den Schloten — die Halden dampften und glühten, dumpf ſcholl das Geräusch der Förderung herüber.

Am Waldeſſaume entlang zogen einzelne Bergleute. Müde gingen ſie ihren Weg. Die ſcheidende Sonne warf freigebig Gold vor ihre Füße. Alle Schärſen und Rücken des mageren Aders füllte ſie damit. Die Wipfel der Bäume, die dampfenden Halden, die plumphen Grubenbauten umwarb ſie mit goldener Rohe.

Ein herrlicher Abend lockte die Leute aus den Häuſern. In Gruppen ſtanden ſie beiſammen, alt und jung, plaudernd, ſcherzend, lachend, ſingend.

„Die Männer kommen immer noch nicht,“ klagte ein junges Weib, das einen Säugling auf dem Arme trug.

„Es iſt Löhnung heut,“ rief jemand dazu.

„Löhnung“ — ach ja — da konnte ſie warten. Da fand der Mann den Weg ſo leicht in die Schenke...

Marinna sah frohen Auges um sich. Ihr Valentin, der war kein Trinker, nein. — Wie schön der Abend war! Die Luft so rein, der Goldglanz rundum so hoffnungsfroh. Es lag so viel Freude in der Natur! Schwalben schossen hin und her, Kinder lachten und sangen, von der Straße her kamen die Klänge einer Ziehharmonika, dazu Gesang:

„Und geht das Lebenslämpchen aus,
Den Tod begrüß ich sonder Graus —
Glück auf!

Es sei nach echter Bergmannsart
Der letzte Gruß zur letzten Fahrt:
Glück auf!“

Ueber Marinna's blühende Wangen huschte ein Schatten. Dieses Lied — sie hätte es heute lieber nicht gehört.

Aus dem Hause kam ihr Vater, zur Nachtschicht gekleidet. Er hatte sich verspätet, hatte auch jetzt keine Lust zur Einfahrt. Er blieb bei den Frauen stehen, räfelte sich, scherzte mit dem Kinde.

„Unsere Männer kommen nich'!“ klagte die Frau.

Michalek sah nach der Uhr.

„Sapperlot, ja — es ist spät geworden.“

Von den Schächten her kam eilig ein Mann. Sein Gang war schwankend, sein Gesicht erdsahl.

„Der Bernhard!“ schrie jemand.

„Natürlich, besoffen.“

Michalek sah dem Manne nach, der weder rechts noch links sah und den Weg zum Verwaltungsgebäude nahm. Betrunknen war der nicht — nein —

Michalek grüßte hastig und ging nach den Schächten. Die jungen Bergleute, die rauchend und plaudernd an den Zäunen gestanden, legten die Pfeifen weg und gingen ihm nach. Auf der Straße brach der Gesang schrill ab — auf den Gruben war es auffallend still — Menschen huschten hin und her, der Abend ließ ihre Schatten riesenhaft wachsen. — Lähmende Ruhe kam von den Gruben über die Felder. Die Menschen sahen sich an, bange Sorge im Auge. Die Kinder weinten und wußten nicht warum. Der Tag sank rasch in aufziehender Dämmerung. Da flog es herüber, dunkel und schwer — „ein Unglück im Schacht...“

„Barmherziger Gott — heilige Barbara. — O, du heilige Jungfrau, hilf...“ scholl es wirr durcheinander und es begann ein Laufen nach den Schächten, als sei die wilde Jagd herangebrochen.

Marinna schrak wie aus lichten Träumen auf. Furcht schnürte ihr die Brust zusammen, sie wollte beten, aber kein Wort kam über ihre Lippen. Ein dumpfes, hoffnungsloses Ahnen ließ sie niedersinken. Vieltimmiges Jammern riß sie wieder auf. Sie sprang empor und folgte mit lautem Schreien den anderen.

Vor den Schächten standen die Frauen in dumpfer Verzweiflung, ihre Gesichter waren verzerrt vor Angst. Kinder, von furchtamer Neugier geschüttelt, hielten sich fest an den Rockfalten der Mütter.

Jedesmal, wenn eine stumme Last drüben aus dem Bechenhause getragen wurde, fort nach dem Lazarett, kam jammernde Bewegung in die Menge. Die Beamten wehren den allzu Erregten, trösten, beruhigen hier und dort, Fackeln glühen, und wohin ihre huschenden Lichter fallen, gibts rote Flecke — wie Blut.

Und plötzlich kommt's daher, keuchend, wild, im irren Lauf. Die Menge weicht erschrocken zurück. — Die Frauen bekreuzen sich: „Jesus — wie die ausschauen tut... Du barmherzige Gottesmutter...“ Wie ein gehetztes Wild strebt Marinna weiter, vorbei an den verdugten Beamten. Ehe es jemand wehren kann, hockt sie im Winkel des Schachtraumes, stiert hinüber zur Förderung. Wie die Seile der Schale zittern! Wie sie sich winden und drehen! Langsam steigt sie empor, die tote Last, geborgen von treuen Kameraden.

Wie rasch auch mitleidige Hände die bleichen Gesellen bedecken, Marinna hat sie erkannt. Aufatmend sagt sie sich's: Mein Liebster war nicht dabei... Ein Fünkchen Hoffnung wird lebendig, sekundenlang — dann wieder die furchtbare Spannung. Die Seile zittern und sinken zur Tiefe, steigen empor aus ewiger Nacht. Gleich einer sprungbereiten Raze lauert die junge Braut nach dem Schachte. Da — ein gellender Schrei — ein wahnsinniges Vorwärtstürzen — der Liebste tot — — tot — — —

Starke Arme halten sie auf, ernster, ruhiger Zuspruch bricht ihre wilde Kraft. Sie sinkt zusammen im gramvollen Leid. Nur tränenloses Schluchzen schüttelt sie. Willig folgt sie den Frauen in das geschmückte Hochzeitshaus. — — — — —

Das einsame Licht

Viele haben es gesehen, aber nicht beachtet, das Licht, das allabendlich von hoher Bergeskuppe leuchtete. Nacht für Nacht brannte es bei jedem Wetter. Wenn der Mond über die Berge ging, wenn schwere Wolken darüber zogen, der Sturm dahinraste, daß Baum und Fels lebendig wurden, wenn der Schnee vom Himmel fiel und der Frost singend aus den Schluchten und Wässern stieg, immer leuchtete das Licht vom Berge wie ein einsamer Stern.

Ich fragte ein altes Weiblein, das gerade des Weges kam, nach der Bedeutung des Lichtes.

Die Alte setzte ihre Kiepe auf die Erde, fuhr sich mit dem Schürzenzipfel über das Gesicht und sagte dann:

„Des Lichtla — wissa wern mer's wull nich' warum es brenna tut... wird's wull der Wil'm auffatragen...“

Sie ging, ich war so flug wie zuvor. Der Wirt, den ich fragte, sagte mir:

„Ja, der Wilhelm, das ist so einer... ich hab's ihm schon oft gesagt — Wil'm, hab' ich gesagt, spar dir die Sohlen bei dem Wetter dem sakrischen, aber nein, justament geht er rauf, der Narr...“

Das war alles, was ich erfuhr. Aber es war doch genug, um meine Neugierde zu reizen. Wer war der Mann, der bei jeglichem Wetter das Licht auf dem Berge anzündete, und warum tat er das?

Für's erste blieb meine Frage ohne Antwort. Ich reiste ab, kam nach Jahr und Tag wieder, hatte zufällig das alte Zimmer erhalten. Als ich an das Fenster trat, im Dämmerlicht des frühen Abends, leuchtete mir das Licht entgegen, einsam, ruhig, tröstlich. Niemand wußte es warum.

Eines Tages ging ich in den Wald, stieg langsam den Berg hinauf. Die Natur rundum lachte förmlich an jenem taufrischen, noch sonnenlosen Morgen. Langsam stieg ich zur Höh', Andacht im Herzen. Wohin mein Auge sah, gab's Gold und Purpur in Hülle und Fülle. Es hing in den Birken und Buchen, leuchtete aus den Ahornkronen, silbern schimmerten die Pappeln, darunter die schwarzen Tannen so feierlich ernst, als erwarteten sie den heiligen Christ. Aus der Ferne kam Glockengeläute, ein Specht klopfte im Walddickicht. Wasser hüpfte plaudernd vom Berge herunter. Ein Trauermantel flatterte durch den Wald. Köstlich diese Einsamkeit! Nirgends ein Mensch, ich ganz allein in dieser Herrlichkeit. Ich blieb stehen, atmete tief die wonnige Morgenluft. Wie sich die Brust weitete... da, auf einmal ging es schreckhaft durch meine Glieder. Das Holz im Walde knisterte wie unter schweren Schritten — ich war ganz allein, weit und breit kein Mensch. Das ging mir rasch durch den Kopf. Ich sah auf, sah einen Mann den Berg herunter kommen. Wunderlich sah der aus. Ein hoher steifer Hut erinnerte an die Zeit der Zünfte, desgleichen das verwitterte Gesicht. Langes, glattes Haar fiel bis zum Kragen des grobväterlichen Rockes. Der Mann blieb plötzlich vor mir stehen, ich wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Ein wenig unheimlich empfand ich diese Begegnung in der Einsamkeit des Waldes. Es ging etwas Zwingendes

von dem Menschen aus, der Weg war schmal, ein Ausweichen nicht möglich. So stand ich still, um ihn vorbei zu lassen, aber er ging nicht. Er deutete mit den knöchigen Fingern den Weg hinauf, den er gekommen, dann hob er die schweren Lider und sah mich an. Welch eine Sonne lag in diesen blauen, alten Augen, welch ein Leuchten!

„Haben Sie sie gesehen?“ fragte er mich. „Nicht wahr, sie wird schön!“ Ich war verblüfft, trotz der strahlenden Augen da vor mir, ein Frösteln ging durch meine Glieder: War er irre, der Mann, der da vor mir stand wie eine Figur aus den Stichen von Dürer?

Da sank das Licht in den blauen Augen, die Lider fielen darüber hin, unendlich traurig sah der Mann aus, als er den Berg hinabstieg. Ich sah ihm nach, hatte das Empfinden, ein Unrecht begangen zu haben. Er sah nicht zurück, die Schöße seines Rockes umflatterten ihn wie Rabenflügel. Gedankenvoll setzte ich meine Wanderung fort. Der Wald hatte sich inzwischen mit rosenrotem Licht gefüllt. Es brach sich bunt im Sau, der an Blatt und Gräsern hing. Wie schön das war ... die unbehagliche Stimmung, die mich ergriffen hatte, schwand wieder, aber merkwürdig: Der Mann mit den blauen Augen verließ mich nicht. Was war es, das meine Gedanken immer wieder zu ihm führte?

Ich hatte den Gipfel des Berges erreicht, da fiel mein Blick auf ein Kapellchen, aus Feldsteinen kunstlos zusammengefügt. In altem, verwittertem Rahmen hing ein Annenbild. Das war an sich nichts sonderbares in einer Gegend, in der der Annenkult zu Hause war, aber das Bild war mit einem frischen Kranze geschmückt, der Rest eines Lichtleins glimmte in einer Ampel davor. Urploglich fand ich einen Zusammenhang des Bildes

mit dem Manne, den ich im Walde getroffen. Er war es, der das Licht hinauftrug, täglich bei jedem Wetter. Sühne — für welche Sünde? Groß stand das Fragezeichen vor mir. Die alten Steine verrieten nichts.

Ich stand und grübelte, das Licht verglühte; dunkel, fast schwarz blieb das Annenbild. Da ging ich weiter auf dem schmalen Pfade, der sich durch Niederholzwand, ging an den gigantischen Steinen vorbei, die hier herumlagen, als hätten Riesen sie hingeworfen im Zorn. Hinter den Steinen gab's Hochwald, dann kam ein kahler Platz, und hier ein Wunder, das die Kuppe krönte. Eine neu erbaute Kirche im reinen Stil der Gotik. Am Rande stand sie einer steil abfallenden Felswand. Rundum aufsteigende Berge, Wälder und wieder Wälder in bunter Herbstespracht, tief unten in der Schlucht Dörfer, durchzogen vom glitzernden Wasser, über allem der Himmel klar, rein im Rosenrot der kommenden Sonne. Mit allem Glanz stieg sie empor aus den dunklen Waldesgründen, die Luft erschauerte, der Nebel floh... Köstliche Einsamkeit umgab mich. Kein Laut störte die Herrlichkeit dieser Stunde. Hoch im Aether hing ein Falk, schwebend in seinen Schwingen. Die ernste Mahnung störte nicht das heitere Bild. Tod und Leben gehören ja zusammen.

Ich trat in die Kirche ein, sie war noch im Bau. Aber die Fenster erstrahlten schon in ihrer Farbenpracht und erzählten uns Einzelheiten aus dem Leben der heiligen Anna. Ich sah in diesem kleinen Gotteshause überall das Ebenmaß einer edlen Baukunst, einer wohlthuenden Harmonie. Ich trat wieder hinaus, stand und schaute... Wie glücklich der Gedanke, in dieser Einsamkeit ein Gotteshaus zu bauen! Nun begriff ich die

Begeisterung des alten Mannes, verstand sein: Schön wird sie...

Als ich nach Stunden wieder unten am Fuße des Berges anlangte, saß da auf einer Bank der fremde Mann. Er sah mich und fragte unvermittelt: „Nun, was sagen Sie?“

„Sie wird schön, sehr schön...“ gab ich zur Antwort.

Seine Augen bligten auf, durch sein Gesicht ging ein Zucken:

„Ja, ich habe nicht zuviel gesagt, herrlich wird sie...“

Dann starrte er vor sich hin, nahm seinen Grobshut vom Kopfe, legte ihn neben sich auf die Bank, durchwühlte sein Haar, rieb seine Handflächen aneinander, starrte wieder vor sich hin. Dann traf mich ein Blick aus seinen Augen, und die Frage klang am mein Ohr, dumpf, feierlich fast:

„Haben Sie das Bild gesehen? Das Bild der heiligen Anna?“

Ich nickte.

„Nun, dort war's — dort unten,“ er wies ins Tal hinab nach einer bestimmten Gegend, „dort hatte der Wilhelm sein Haus und seine Werkstatt. Tischler war er. Es ist ihm gut gegangen. Lange Zeit hatte er das Mäd'el lieb gehabt — die Handschuhmacherin, die blonde Anna. Hier zu Lande nähen fast alle Mädchen aus dem Volke Handschuh. Sie wandern, hinüber ins Oesterreichische... bis nach Troppau gehen sie.“

Er starrte wieder vor sich hin: „Sie hatte so kleine Hände, die Anna — kleine zerstoche'ne Hände... ich hab' die armen Finger oft geküßt und ihr gesagt: Anna, wenn du erst meine Frau bist... dann wirfst du keine

so zerstochnen Finger mehr haben... ja, das hab' ich ihr gesagt, mehr wie einmal, und ich hab' ihr schon einen schönen Tisch gettschlert, eingelegt mit vielen Fächern..."

Wieder kam eine Pause, ein verzweifeltcs Wühlen im Haar, dann ein Blick zu mir, in dem lag jammervoller Gram. Er fing wieder an:

„So war's. Da kam eines Tages die alte Susanne zu mir... die is nu schon lange tot, Gott gebe ihr die ewige Ruh... ich habe ihr verziehen. Ja, die Susanne — die redete dem Wilhelm zu: „Ihr werdet doch nicht die Anna zur Frau nehmen, schön dumm wär das! Ein Mann wie Ihr, der setzt sich doch die Armut nicht ins Haus. Der Mann kann doch anklopfen an jeder Thür.“ So kam's — der Wilhelm ließ sich bereden. Er verlobte sich mit einer, die Geld hatte und Vinnen. Ihr schenkte er den schönen Tisch. Was soll ich noch sagen? Es war so weit alles gut. Eines Abends raste der Sturm durch die Berge, daß alle Häuser in den Fugen krachten und Steine lebendig wurden. So ein Sturm, Herr — — Der Wilhelm stand an seiner Hobelbank, die Arbeit fleckte nicht. Er mußte immer und immer denken: Die Anna — was die sagen wird. Es war ihm nicht gut bei diesem Denken... Groll und Furcht stiegen in ihm auf. Sie soll nur fragen... sie soll nur ... damit setzte er den Hobel an und pfiß ein Lied, aber es klang nicht froh. Auch rüttelte der Wind so an den Türen, ganz gruselig war's. Auf einmal geht die Thür auf, da tritt die Anna ein, sie blieb bei der Thür stehen, flinkte sie behutsam zu, sah mich tieftraurig an und sagte nichts. Wie sie da stand, die runden Wangen leicht gerötet, das Haar so fein wie gelbe Seide in einem Krönchen um den Kopf, das blaue Tuch halb auf

den Schultern ruhend, da sagte ich mir's: Wie schön ist sie. Und das Herz krampfte sich mir zusammen und es schrie etwas in mir: der bist du gut... Aber, da war das andere und sagte immer wieder: Arm ist sie, und die andere hat auch dein Wort und eine kannst du doch nur freien und die Hochzeit ist schon bestellt. Sie aber fragte leise: „Ist es denn wahr, Wilhelm, was die Leute sagen?“

Sie hielt sich währenddem mit einer Hand an dem Türpfosten fest, als fürchte sie eine Ohnmacht.

Der Wilhelm sah das wohl, aber sein Herz versteinte sich. Ansehen konnte er das Mädchen nicht, er ging zum Herd, zündete sich die Pfeife an, die kalt geworden war, bließ Wolken um sich herum, so lange, bis er die Anna nicht mehr sah, so nicht sah, wie sie vor ihm stand... Ach, das war eine Stunde. — „Es ist schon so...“ sagte er dann gelassen, und als sie aufschrie:

„Gib dich drein und geh' heim...“

Da sank sie in die Knie und jammerte:

„Ich hab's nicht glauben wollen und kanns nicht glauben... gelle, es ist Spaß...“

Dem Wilhelm ging es durch und durch, wie er das Mädchen hörte. Das Herz wurde ihm weh, aber er machte sich fest, und es stieg ein Groll in ihm auf, umbringen hätt' er die Anna mögen... und dieser Groll aus ihm schrie es ihr zu:

„Mach' daß du fortkommst, Dirne du... ein ehrliches Mädchen lauft einem ledigen Manne nicht ins Haus.“
Ja, das hat der Wilhelm gesagt...

Da hat die Anna nur aufgeschrien: Jesus, hilf du mir... dann war sie fort. Der Wilhelm war wie von Gott verlassen, er war wie von Stein. Ums Haus tobte

der Sturm. Das frachte, johlte, prasselte, als ob die Hölle offen wär. „Wenn sie in diesem Sturm über den Berg geht,“ dachte der Wilhelm... da war es ihm, als rief sie: „Wilhelm... hilf mir... ich versinke im Schnee...“

Da kam die große Ruhe über mich... wenn sie tot ist, dann ist sie tot, dann sieht sie mich nicht mehr mit solchen Augen an...

Und doch konnte ich nicht schlafen in der Nacht. Ich bin wohl zehnmal vor das Haus gegangen, hab' immer gedacht: Du gehst ihr nach... sie wird verderben in dem Wetter, so elend wie sie war, aber ich ging nicht hinaus. Der Morgen kam, die Berge waren voll Schnee, jede Fußspur verwischt. Da wurde mir's leicht ums Herz: Wer konnte jetzt noch sagen: Der Wilhelm ist schuld an dem Tode der Anna? Doch tief im Herzen wachte etwas auf. Ein Wühlen, ein Nagen... das stach und stach... Ich konnte nicht arbeiten, ging immer vor die Tür, ging in das Dorf, horchte hierhin, horchte dorthin, glaubte immer, sie müßten kommen und sagen: Du, Wilhelm, du hast ja die Anna umgebracht?

So gingen zwei Tage hin, nirgends fand ich Ruhe, ich mußte immer denken: „Und ich hab' sie doch umgebracht...“

Am dritten Tage haben sie sie dann gefunden... Oben vor dem Bilde der heiligen Anna. — — —

Der Wilhelm ist nicht mehr froh geworden... all sein Glück war hin. Er ließ die reiche Braut... seht, Herr, so war's. Die Sünde fraß ihn auf. Allnächtlich rief es ihn, rief und rief, da nahm er das Lichtlein und trug es hinauf bei jeglichem Wetter. Wenn der Schneesturm über die Erde ging, dachte er: jetzt ist es zu Ende

mit mir... aber er mußte es erfahren: Gott wollte ihn nicht. Er sollte wieder und immer wieder in einsamen Nächten leiden, was das arme Mädel gelitten hatte in Todespein. So ging die Zeit, Herr, und ob's manchmal auch schwer war, der Friede ist gekommen.. ja, Herr, der Friede..."

Er sah mit feinen blauen Augen auf, sie glänzten so heiter und froh. Dann flüsterte er: Sie kommt nicht mehr, die Anna, sie ruft mich nicht mehr... da hab ich all meine Habe genommen und mit zu dem Kirchenbau gegeben... St. Annen ist die Kirche geweiht; Herr, St. Annen...

Er stand auf, nahm seinen alten Handwerkerhut, lächelnd sah er darauf nieder:

„Der Hut war neu damals..." dann wieder rief er: „Daß die Kirche so schön wird, das ist meine letzte Freude, Herr.“

Ich gab ihm die Hand, kein Wort sprach ich, es war auch keines nötig. Es ging ein stummes Verstehen zwischen uns hin und her, dann ging er über die breite Brücke, die über die Viele führt.

Am Abend sah ich das Licht von den Fenstern meines Zimmers aus. Es brannte still, versöhnlich, wie ein einsamer Stern.

Das Geheimnis des Waldhauses

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es in Oberschlesien noch sehr große, dichte Wälder. Kleine Ansiedelungen lagen in den Wäldern so verstreut, daß sie nur selten von fremden Menschen betreten wurden. Die meisten dieser Siedelungen stammten aus der Zeit einer früheren Industrie, die auf dem großen Holzreichtum der Urwälder aufgebaut worden war. Kohle und Dampfkraft drängten sie zurück, und richteten an anderen Orten ein reiches Industrielieben auf. Die Walzhämmer, die Wassersägemühlen, die Walzgießereien, stellten nach und nach den Betrieb ein; ihre Besitzer suchten sich Arbeit auf den neu erstandenen Arbeitsplätzen, auch wenn die mühsam zu erreichen waren. Daneben suchten sie dem dürren Acker abzugewinnen, was er bei schlechter Pflege und mangelhafter Düngung geben konnte. Das waren die fleißigen, mühsamen Menschen, die sich nach bestem Können durchs Leben halfen. Den kleinen Besitz, wenn auch nicht vergrößern, so doch behalten wollten. Es gab aber auch Menschen mit tragem Blute und schwacher Willenskraft, die sich in die veränderten Verhältnisse nicht hineinfinden konnten. Die arbeiteten gelegentlich im Walde leichte, schlecht bezahlte Arbeit und waren mit wenigem zufrieden. Kam der Winter mit Schnee und Eis, gerieten sie wohl in die bitterste Not. Ein solcher Mann war auch der Waldarbeiter Dombek. Er arbeitete heute hier, morgen dort, wie es eben kam. In

den langen Herbst- und Wintermonaten feierte er, gerade daß er Heu sammelte und Streu für die Ziege, auch Holz aus dem Walde zusammentrug für den Winter, denn er liebte es, den Tag über auf der Fläche des warmen Backofens, der ein Viertel der einzigen Stube einnahm, hinzudämmern, eingewickelt in den alten Pelz, den er von seinem Vater geerbt hatte.

Das kleine, im dichten Walde gelegene Haus, war bis unter das Dach in Waldstreue vergraben. Nur die winzigen Fenster schauten daraus hervor, wie kleine, blinde Augen. Zum Schutze gegen Kälte waren sie mit Mooskränzen umrahmt. Gelbe und rote Strohblumen steckten in den Kränzen, das war der einzige Schmuck des kleinen Waldhauses. Weiter ab, am Rande einer senkrecht abfallenden Steinwand, stand verlassen und verfallen ein Sägewerk, es erzählte von der alten Zeit, die längst verschollen war. Uralte Eichen beschatteten es, zogen sich bis zur Hütte Dombeks.

Es war im Spätherbst, Regen, Regen und wieder Regen. Eintönig rieselte er vom Himmel nieder, versank in den Polstern der Moose und Flechten, die den Waldboden weithin überzogen. Regen und wieder Regen, er brachte furchtbare Einsamkeit und Verlassenheit in die dunklen Wälder. Finster war es in Dombeks Hütte; die kleinen Fenster ließen nicht viel ein von dem grauen Tage. Die Dombeken, eine rüstige, hübsche Frau, warf neue Reiser in die halb erloschene Glut des Herdfeuers, hellauf loderte die Flamme, langsam zog der Rauch durch die Dachlucke ins Freie.

Dombek, ein hagerer sehniger Mensch, rieb sich den Rücken mit der Faust. Er hatte Reizen in allen Gliedern.

„Ein Hundewetter“, brummte er und holte seine Pfeife aus der Tasche des schäbigen Pelzes hervor, langte nach seinem Tabaksbeutel, einer alten, rotumsäumten Schweinsblase, die noch aus der Zeit stammte, in der die Dombek schlachteten. Das war heut vergessen. Wenn nur Kraut und Kartoffeln im Keller lagen und der Zurtopf auf dem Herde brodelte, war man wohl zufrieden, dachte sich den Speck und die Wurst dazu.

Umständlich durchsuchte Dombek den Beutel, aber wie er auch darin herumfingerte, ihn schließlich umwandte, kein Krümchen Tabak befand sich darin. Fluchend warf er den Beutel in eine Ecke, wickelte sich fester in den Pelz und kroch auf den Backofen hinauf, legte sich hier auf der weißen Fläche gemütlich zurecht und verdöselte seinen Kummer.

Seine Frau saß auf der Ofenbank, die in den Herd hinein gemauert war, neben ihr saß die kleine, zehnjährige Aga; beide spannen, zogen einen dicken, harten Faden aus, der grobe Leinwand gab. Draußen rieselte der Regen eintönig weiter, grau und grämlich blieb der Tag.

„Das reine Gespenster- und Räubertwetter“, rief Dombek mürrisch vom Ofen herunter. „Da kann der Elias wieder an die Arbeit gehen. Der Wirt vom Kretscham draußen erzählt, daß im Industriegebiet kein Tag vergeht, an dem nicht eingebrochen würde. Neulich sind sie dem Bauinspektor in Beuthen, der auf der Gartenstraße in dem großen roten Hause wohnt, durch's Fenster eingestiegen. Eine ganze Bande war's. Der Elias mitten drunter. Frech treibt der's, es ist nicht zum Glauben.“

„Ja, er treibt es toll“, gab die Frau zu. „Wenn sie ihn erwischen, dann geht es ihm nicht gut.“

„Ha, der ist schlau, der läßt sich nicht erwischen... übrigens, er stiehlt nur bei den Reichen, die Armen haben Ruh' vor ihm.“

„Was sollte er auch bei dir holen?“ sagte die Frau mit bitterem Vorwurf; „vielleicht ein paar Läuse aus deinem Pelz...“

„Wenn ich nur ein Brinkel Tabak hätte“, damit wick Dombek dem Vorwurf seiner Frau aus. Er kannte ihre Klagelieder zur Genüge, sie drehten sich immer in demselben Kreise herum: Wenn ich gewußt hätte, was für ein Faultier du bist, ich hätte mich ja lieber selber umgebracht, als dich zum Manne genommen... langweilig war ihm das schon.

„Ich geh morgen mit Kien nach Nikolai, Mutter“, flüsterte die kleine Aga, ein scheues Kind, der Bäuerin zu. „Da bringe ich dem Vater ein Brinkel Tabak mit. Die Frau Steiger Mende kauft mir immer allen Kien ab, sie gibt mir auch immer eine Schnitte... Mutter, ich hab' Hunger...“ Jetzt tat die Frau, als höre sie nicht gut. Das Lied vom Hunger war sie so gewöhnt, wie den Wechsel von Tag und Nacht. Stumpf machte sie das stete: Mutter, ich hab Hunger. Sachte spann sie weiter, das Feuer knisterte auf dem Herde, Dombek schnarchte, der Regen prasselte ans Fenster unverdrossen.

Auf einmal hob die Frau den Kopf und horchte hinaus.

„Ich mein, es geht wer draußen“, flüsterte sie mit angehaltenem Atem. „Horch!“ Ein Schreck fuhr durch die Glieder der kleinen Aga, ängstlich schmiegte sie sich an die Mutter. In dem Augenblick klopfte es mit hartem Finger an das Fenster. So ungewöhnt waren dies die einsamen Waldeute, daß sie wie entgeistert nach

dem Fenster blickten, auch Dombek war erwacht, richtete sich auf und horchte gespannt hinaus. Wieder klopfte es und eine Stimme rief:

„Dombek, mach' mal auf, ich hab mit dir zu reden!“

„Holla, was soll das?“ rief Dombek erschrocken und kroch vom Ofen herunter. Die Frauen waren blaß geworden. Wer mochte zu dieser Stunde bei ihnen Einlaß begehren? Die Stimme hatte so rauh und herrisch geklungen... Ein Name lebte auf allen Zungen, niemand sprach ihn aus. Dombek sagte nur: „Wir sind doch arme Leute...“

Der kleinen Aga lief es kalt über den Rücken, furchtsam schielte sie nach dem Fenster. Lauter, ungeduldiger klopfte es an die Scheiben: „Aufmachen, oder...“ drohend verflang der Rest der unverständlichen Worte. Da schlürfte Dombek zur Tür und schob den Holzriegel weg. Er fuhr erschrocken zurück, als er den Mann erkannte, der rasch eintrat und die Tür hinter sich schloß.

Es war ein starker, mittelgroßer Mann. Auf breiten Schultern saß ein großer Kopf mit kurz geschorenem Haar und groben Gesicht. Die Nase war breit und flach, die Augen tief und klein.

„Glas!“ riefen alle wie aus einem Munde.

Der Mann kümmerte sich nicht um das Entsetzen, das aus den Gesichtern der Dombeks sprach. Er schüttelte sich wie ein Pudel, daß der Regen von seinem Mantel rundum spritzte und sagte mit rauher Freundlichkeit:

„Guten Abend alle mit einander.“

Dombek hatte seinen Schreck etwas überwunden. Er wickelte sich fester in den alten Schafspelz und fragte mißtrauisch:

„Was treibt dich denn bei solchem Wetter unter mein armes Dach?“

Elias rieb sich die Hände, aus seinen kleinen Augenlein schoß ein Blick durch die Hütte, seine Lippen zogen sich höhnisch zusammen:

„Nach Reichtum sieht es hier freilich nicht aus — da ist Schmalhans wohl oft Küchenmeister?“

Die Frau fing die Worte gierig auf, jammernd rief sie:

„Freilich, freilich, hungern muß man, das ist schon wahr, ein Elend ist es.“ Sie führte die Schürze zu den Augen und weinte.

Ein silberner Klang riß sie auf. Elias hatte eine Hand voll harter Saler auf den Tisch geworfen. Das Klirren und Glänzen sprang allen ins Herz. Ehrfürchtig starrten sie auf das Geld. Dombek rückte ein wenig an seiner Budelmütze, die er auch im Zimmer trug, atmete tief auf und fragte scheu und leise:

„Was soll denn das?“

Elias gab keine Antwort. Er holte aus seiner Manteltasche eine Flasche Rum und reichte sie der Frau, die fast zusammenknickte vor solchem Reichtum.

„Da, braut einen Grog, Frau! Hier ist Zucker.“

Er schob ihr eine Tüte zu; da begriff die Frau endlich, ihre Augen strahlten auf, geschäftig lief sie zum Herd, schürte das Feuer, setzte Wasser auf. Dombek schielte begierlich nach dem Tabaksbeutel, der aus der Tasche des Elias guckte.

„So ein bißchen Tabak, wenn ich hätte...“

Bereitwilligst überließ ihm Elias den Tabak. Gierig griff Dombek zu, stopfte sich die Nase, tat ein paar Züge, schmunzelte behaglich vor sich hin und reichte jetzt erst dem späten Gaste die Hand.

„Na, da setzt euch, und erzählt mir, was euch in meine Hütte führt.“

Elias schob die Taler auf dem Tische zusammen und sagte:

„Da nimm — und halt's Maul, wenn der verflizte Grünrock nach mir fragt. Ich will nichts weiter von dir, gerad, daß ich mir manchmal den Buckel an deinem Feuer wärme. Es ist kalt draußen, brr, ich glaube, es gibt noch Schnee.“

Er schauerte zusammen, trat an den Herd und hielt die Hände über die Glut. Sie färbte sein grobes Gesicht mit tiefem Rot. Die kleine Aga verbarg ihr Gesicht in den Rockfalten der Mutter und weinte leise. Sie zitterte vor Furcht.

Dombek schielte nach dem Gelde, kraute sich das struppige Haar, ging ein paar mal im Zimmer hin und her, stieß ein Wolke aus seiner Pfeife, schielte wieder nach den Talern, die gleißend blinkten und fragte endlich:

„Das viele Geld... ich weiß nicht... du bist doch auch nur ein armer Kerl.“

Elias lachte brutal: „Gewesen Bruder, gewesen...“

Indem stellte die Frau den Topf mit dem kochenden Wasser auf den Tisch, tat Rum und Zucker hinein. Lieblich duftete das Getränk dem Dombek in die Nase. Er schnüffelte wie ein Jagdhund, griff nach dem Glase, das seine Frau für ihn gefüllt hatte, tat einen fräftigen Schluck. Hei, wie das warm durch die Adern ging! Die Taler, wie die glänzten — einen nach dem andern strich er ein. Warum sollte er das Geld nicht nehmen? Was kümmerte es ihn, wo es her war? Es is' da — und gut — Ein guter Kerl, der Elias — hei! Er trank

das Glas bis zur Neige aus und fing an zu tanzen, sang dazu ein altes, altes Lied:

„Ich trinke zwei Tage, ich trinke drei Tag
Um's Geld soll sich scheren, zum Teufel wer mag.“
„Prost Bruder!“

Er trank, trank ein Glas nach dem anderen, klopfte dem Elias auf die Schulter, zwinkerte ihm zu:

„Na, so sag' doch, was willst du denn von mir?“

„Nichts weiter, als bei dir eintreten zu können, wenn es draußen zu toll wird und — daß ihr still seid vor Fremden ... ihr kennt mich nicht ... wenn gefragt wird.“

Dombek lachte, spuckte aus und rief seiner Frau zu:

„Hast du's gehört, Babka ... Also Maul halten ... auch du Krabate ...“, wandte er sich an Aga.

Das Kind sah ihn furchtsam an, die Frau nickte ihm verstehend zu, draußen ging der Regen still, eintönig, vom Dache tropfte es auf irgend einen Stein patſch — patſch —.

„Gespenster ... Mutter, Gespenster ...“ jammerte das Kind.

Die Einbrüche im Lande mehrten sich von Tag zu Tag, machten den ganzen Industriebezirk unsicher. Immer dreister wurden sie ausgeführt. Zum Raube gesellte sich der Mord, zum Morde boshafte Rache an jedem, der sich der Bande mißliebig machte. Zwei Namen durchhellten das Land: Elias und Piftulka.

Die Banden waren nicht zu fassen, heute waren sie hier, morgen dort. Sie hatten ihre Schlupfwinkel überall, mischten sich auch gern unter die Zigeuner, hier wurden sie am wenigsten gesucht. Die Zigeuner war

man gewöhnt im Lande, sie verhielten sich ruhig, fielen nicht auf. Nachts dampften ihre Kessel im Dreifuß über dem Feuer hängend. Kräuselnd stieg der Rauch zur Höhe und Brannt- und Ungarwein kreisten in der Flasche:

„Ei, wenn sie mich fangen,
Werde ich hangen,
Droben werd' ich mich wiegen
An der Tanne der langen.“

Fremde Lieder sang fremder Mund. Heimisches Lachen und Fluchen mengte sich darunter. Lustiges Leben im düsteren Walde.

Elias saß an solchen Sagen gern bei Dombek's. Hier fühlte er sich sicher. Das winzige Haus, in seiner Waldstreu fast versinkend, sah immer so menschenleer, so öde aus. Den Dombek kannte jeder als arbeitsfleh, besonders während des Winters, aber er hatte keinen schlechten Reumund.

Er war unbestraft, man sah ihn nie in verdächtiger Gesellschaft. So blieb er unbehelligt. Kam mal doch der Gendarm gelegentlich einer Streife vor, dann wurde Wort und Gruß gewechselt, der Dombek neigte sich vor dem Beamten bis auf die Erde, in ererbter Demut.

Plötzlich wurde das anders. Ein neuer Gendarm kam ins Revier, ein junger, forscher Mann, der alles daran setzte, sein Revier rein zu erhalten. Womöglich auch die hohe Prämie zu erwerben, die auf die Köpfe der gefürchteten Räuber gesetzt war. Den alten Weisheitsspruch befolgte er nicht, der da sagt: Allzu scharf taugt nicht. Er war rührig wie ein Wiesel; man sah ihn häufig in der Nähe der Chaluppe. Die Zigeuner, die sich

in ihren Schlupfwinkeln nicht sicher fühlten, wanderten ab. Elias pfiff roh vor sich hin.

Der Wald stand noch kahl und stumm, aber in den Baumstämmen kreiste der Saft und die Spigen der Riefernzweige dehnten und streckten sich in ihrer braunen Hülle. Aus den Waldesgründen stieg der Nest des Winters mit kaltem Atem. An einem solchem Tage kam der Elias in die Hütte der Dombeks. Er hing seinen Mantel an den Deckenbalken und kramte seine Taschen aus. Legte Wurst und Kuchen auf den Tisch, Schnaps und Wein, seidene Bänder und Schürzen. Er schob alles der Bäuerin zu: „Nehmt, es ist für euch ... und das,“ ein Revolver blinkte in seiner Hand, „für den Schnüffler, den Sakramentischen...“

Die Dombeken bekreuzte sich, als sie das zerwühlte Gesicht sah, in das der Böse seine Zeichen gegraben. Dombek nickte mit dem Kopfe und summite vor sich hin:

„Ei — wenn sie mich fangen,
Werde ich hangen...“

Ihm brannte die Sünde im Blute, er suchte sie zu erstickten im Galgenhumor.

Keinen Blick konnte er heben zu der Gottesmutter im Bilderwinkel. Es brannte ihr auch kein Kerzlein mehr, seitdem sich die Sünde breit machte in der armen Hütte.

Die kleine Aga zupfte die Mutter am Rocke:

„Zag ihn doch fort, Mutter, den fremden Mann...“

„Still... still, du Frag... sollen wir alle in Teufels Küche kommen...“ In den nächsten Tagen lief ein großer Schreck durch den Wald und hinaus von Ort zu Ort: Die Frau des jungen Wachtmeisters war durch

einen Schuß von verruchter Hand zur Witwe geworden. Vor ihren Augen ward ihr Mann erschossen, als er eben seinen Dienstweg antreten wollte.

Es kam nie heraus, wer es getan. Aber ein Name ging von Mund zu Mund, ein Name grub sich in Furcht in aller Herzen. Wer einsam wohnte zitterte. Die Dombek's erschauerten, als Elias einmal wieder bei ihnen eintrat. In seinen Augen saßen grünliche Lichter, um seinen Mund lag stiller Hohn. Dombek erblaßte, als er dieses Gesicht sah. Er konnte die Pfeife nicht rauchen, die Elias ihm gestopft. Der legte seine schwere Hand auf seine Schulter: „Was willst du, Bruder? Schmeckt dir der Tabak nicht mehr? Ja, sieh mich nur an, dein Freund bin ich — der Freund der ausgleichenden Gerechtigkeit bin ich. Ich nehme nur den Reichen von ihrem Ueberfluß, und es bekommt euch gut, Bruder, daß ich mit euch teile. Ich gebe reichlich den Armen.“

„Damit sie euch nicht verraten“, knurrte Dombek.

Elias zuckte zusammen, eine Sekunde nur, dann lud er ruhig seinen Revolver und sagte kalt:

„Das für den Verräter.“

Die Dombeken seufzte leise und dachte:

„O Gott, es ist schon eine Wahrheit, gib dem Teufel den kleinen Finger und er hat dich ganz.“

Dombek fühlte sich recht unbehänglich. Er sah es wohl, die Freundschaft mit dem Elias barg Gefahr für ihn. Auch packte ihn die Reue, wie die Raze die Ratten. Er verfluchte die Stunde, die ihm den Elias ins Haus gebracht hatte und besaß doch die Kraft nicht, sich von ihm zu lösen. Im Schnapsgenuß suchte er Vergessen, die Frau berauschte sich an den seidenen Bändern, Perlen und Süchern, die Elias ihr brachte. Außerlich lebten sie arm und dürftig, weil Elias das verlangte.

Wenn das Gewissen ihr keine Ruhe brachte, lief sie aus dem Hause und kam erst heim, wenn die schlimmen Gäste weg waren. Elias kam längst nicht mehr allein in die Hütte, die zum Sammelpunkte der Diebesbande wurde.

Niemandem fiel es auf, daß Aga still und stiller wurde. Meist saß sie in einem Winkel irgendwo, oder trieb sich im Wald herum. Oft weinte sie ohne sichtlichen Grund still vor sich hin. In dem kleinen Herzen saß die dunkle Furcht, die den reinen Menschen befällt, wenn ihm die Sünde nahe ist. Schon stand der Sommer heiß und trocken im Lande, der Wald war dürr, der Weg von der Schule in Dombek's Hütte mühevoll und weit. Müde kam Aga eines Tages heim. Das Haus im Walde war menschenleer. Der Vater irgendwo im Tagelohn, die Mutter weidete die Ziegen. Aga lief durch das Haus, stöberte in allen Winkeln herum, schließlich weinte sie vor Bangigkeit und Ermüdung. Die Hitze lähmte ihre Willenskraft, sie kroch in den Verschlag, in dem im Winter die Ziegen standen, jetzt aber Waldheu lag. Bis zur Nasenspitze verkroch sie sich darin. Leise weinend schloß sie ein.

Es dunkelte, als sie von einem Geflüster erwachte, fremde Stimmen schlugen an ihr Ohr, darunter die des Elias. Sie erschrak heftig und wagte es nicht, sich zu rühren. Wie ein Mäuslein lag sie in dem Heu und wehrte den Tränen nicht, die über ihre Wangen liefen. Die Stimmen wurden lauter, deutlich hörte sie den Elias sagen:

„Es gilt einen guten Fang. Der Jurek führt den Wagen, wenn er zum Kreuze kommt, wird er dreimal mit der Peitsche knallen, dann zu... die Sache muß klappen, denkt — es sind hohe Lohn gelder...“

Es wurde hin- und hergesprochen, das kleine Mädchen wurde ohnmächtig vor Furcht.

Bis Mitternacht schmausten die Räuber. Dombek hatte für Wein und Braten gesorgt. Die Dombeken hatte die Ziegen in den Sommerstall gebracht, niemand vermisse das Kind, das wie tot im Heu lag.

Als Aga erwachte, umgab sie lähmende Ruhe. Nichts rührte sich in der Hütte. Sie kroch aus ihrem Versteck hervor. Auf dem festgestampften Lehm Boden lag das blasse Licht der mondhellen Sommernacht. Es war schon im Fliehen, zeichnete geisterhafte Schatten überall hin.

Das fingerte hier längs der Wand, kroch aus allen Ecken und Winkeln, malte krause Linien auf dem Lehm Boden. Aga starrte angstvoll auf das gespenstische Licht. Ein Rasseln, tief und schwer kam von dem Ofen, auf dem der Vater lag. Furcht hatte dem Kinde alle Denkfähigkeit geraubt. Es erkannte den Vater nicht. Gleich einer dunklen Masse lag er auf der Fläche des Ofens, umspielt von irreführenden Lichtern. In jäher Angst lief Aga aus dem Hause. Hier im Walde dasselbe Doppelspiel von fliehender Nacht und erwachendem Morgen. Überall das Gleiten und Huschen gespenstischer Schatten. Aga war es, als griffen Hände nach ihr, als lache es um sie herum roh und begehrlieh. In unsinniger Angst breitete sie die Arme aus, lief durch den Wald und schrie mit gellender Stimme:

„Leute helft... Räuber... Räuber... Räuber...“

Niemand hörte das Kind, das ohne des Weges zu achten vortwärts lief. Es erschrak vor dem Rascheln des Laubes, vor dem Knistern des dürrn Holzes, über das die flüchtigen Füße liefen, erschrak vor dem eigenen Haar, das der Wind gelöst hatte und wie schwarze

Schleier vor ihr Gesicht legte. All die Furcht, die seit Monaten in dem kleinen Herzen lebte, brach sich in wilden, gellenden Schreien Bahn. Ihre Glieder zitterten wie im Fieber, sie sah in jedem Ast, in jeder Richtung, die plötzlich in ihren Blick fiel, in jedem aufgeschreckten Wild Gespenster und Räuber. Plötzlich lähmte die Furcht sie völlig. Starr, keines Lautes fähig blieb sie stehen und blickte mit weitaufgerissenen Augen hinunter in das Wiesental, das sich vor ihr aufthut. Anmutig lag es da im zarten Frührot, umsäumt von sanft aufsteigenden Waldwänden, die im bunten Farbentwechsel gemischten Holzes prangten. Der Hochsommer hatte hie und da schon die Arbeit des Herbstes getan und mit kräftigem Gelb gemalt, besonders die runden Blätter der Akazie und die zackigen Herzen der Birke. Mit silbernem Bande umschloß ein schmaler Wasserstreif, der durch das Thal führte, die bunte Herrlichkeit des Waldes. Jamnatal. Lieblich zu schauen im Frührot für das unbefangene Auge; aber die kleine Aga sah nichts von der jungfräulichen Schönheit des verborgenen Waldtales, in ihren Blick fiel der Schreck, der sie aus dem Hause getrieben. Das brutale Gesicht des Elias lähmte sie. Er saß mit ein paar andern Männern vor dem flackernden Lagerfeuer der Zigeuner, die hier ihr Zelt aufgeschlagen hatten. Einige dieser braunen Gesellen, wildschöne Gestalten, lehnten vor dem verschlossenen Zelte und horchten dem Elias zu, der ihnen mit leisen Worten auseinandersetzte, wo und wie sie ihm Spionendienste zu leisten hatten. Dabei wanderte die Flasche von Hand zu Hand, verklang ein derber Gluck, ein rohes Lachen.

Wie ein erschreckter Vogel stand Aga am Rande der hohen Talböschung. Aus dem Rosenrot des Morgens

brach die Sonne mit blendendem Strahl, es ging wie ein frohes Atmen durch den Wald, die Nebel erstarben, sich windend, am Boden, die Bäume dufteten, die Vögel flogen freischend auf, da kam Aga das Bewußtsein zurück, sie wandte sich und lief lautlos tiefer in den Wald, stolperte über eine Baumwurzel und fiel zu Boden. Wimmernd blieb sie liegen, es fehlte ihr die Kraft sich zu erheben.

Es mochte eine Stunde später sein, als Förster Wolf, der sein Revier abgegangen war, des Weges kam. Er ging langsam, genoß den schönen Morgen mit der Freude des Menschen, dem die Natur nie langweilig wird, dem sie immer neu erscheint in ihrem bunten Wechsel. Auf einmal hob sein Hund, der mit hängenden Ohren neben ihm hergetrottelt war, den schönen Kopf, witternd zog er die Luft ein, sauste, den Ruf seines Herren nicht achtend, mit langgestreckter Rute durch den Wald, verbellte ein paar Minuten später irgendeine Beute.

Ungerlich folgte ihm der Förster, im Geiste den Hund bestrafend, der ohne Erlaubnis das Wild beschlich. Vielleicht eine kranke Gais oder ein Häschen, das den Morgen in seinem Lager verschlafen. Er mußte ein Gebüsch zerteilen, das sich trennend zwischen ihm und dem Hunde befand. Ein Geranke von Himbeeren und wilder Akazie. Er schlug es mit dem Kolben seiner Büchse auseinander. Jetzt sah er seinen Lord, der den Kopf mit dem prächtigen Gehänge nach ihm wandte und ihn mit flugen Augen ansah. Das Gebaren des Hundes war so eindringlich, daß Wolf aufmerksam werden mußte; die Ahnung drängte sich ihm auf: daß es sich hier um etwas ganz besonderes handele. Näher tretend fand er das Kind, das immer noch leise wimmerte, viel-

leicht von neuem erschreckt worden war durch die Nähe des Hundes.

Verwundert beugte sich der Förster zu dem Kinde, das er kannte. Als er es aufheben wollte, freischte es von neuem auf, rief mit entsetztem Blick:

„Räuber... Räuber... Beute helst...“

Da griff der Förster fest zu, hob die Kleine auf, sah ihr freundlich in das vom Weinen verschwollene Gesicht, sprach ihr liebevoll zu. Sachte verlor sich der Ausdruck von maßloser Furcht in den großen Kinderaugen, das Wimmern und Schluchzen ging unter in schweren Atemzügen, sie sah dem Förster ernsthaft in das härtige Gesicht und legte ihr Köpfchen vertraulich an seine Brust. Vorsichtig trug er sie heim. Allerlei Gedanken gingen ihm dabei durch den Kopf. Gedanken, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen, denn das merkte er wohl: Nur ein außerordentliches Geschehnis hatte das Kind so erregt.

Er brachte Aga seiner Frau, die, ein wenig verwundert, zuerst protestierte gegen den ungebetenen Gast. Als ihr aber der Förster erzählte wo und wie er Aga gefunden, erwachte das Mitleid und die Neugier in ihr. Sie gab Aga zu essen und zu trinken, dann verstand sie es, durch vorsichtiges Fragen alles zu erfahren, was sich in dem Dombekischen Hause zutrug.

Der Förster war über die Mitteilungen ebenso überrascht wie erfreut. Das Samnathal und seine nächste Umgebung war ihm schon lange verdächtig geworden, freilich nach einer andern Seite hin. Er brachte die seßhaften Zigeuner mit den frechen Wildddiebstählen in Verbindung, die ihm in letzter Zeit den Dienst außerordentlich erschwert hatten. Er irrte sicher nicht darin, war aber natürlich doppelt froh, den Behörden die Spur des eifrigst gesuchten Elias weisen zu können.

Es gelang auch bald den gefährlichen Räuber und Mörder einzufangen. Er wurde zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Er starb während der Kriegszeit im Ratiborer Zuchthause. Ein Sagenkranz hat sich um seinen Namen gewunden, zumal er tatsächlich seinen Raub gelegentlich mit den Ärmsten des Volkes teilte. Doch war dies mehr Schlaueit als Güte. Es sicherte ihm Schlupfwinkel in Augenblicken der Gefahr. Er selbst blieb Verbrecher bis zu seinem Tode, ohne Reue, ohne irgend einen ver-
söhnenden Zug in seinem rohen Charakter. Alle gegen-
teiligen Erzählungen sind falsch.

Die Dombeks hatten natürlich eine längere Haftstrafe zu verbüßen; die kleine Aga wurde von gutmütigen Menschen erzogen und ist brav und hübsch geworden. Das Haus im Walde steht heute noch verschlafen und verträumt, mit kleinen blinden Fenstern da. Wie lange noch? Die neue Zeit greift mit schaffenden Armen auch in diesen versteckten Winkel alter Romantik, bringt auch in diese dunklen Wälder Licht, Luft und Arbeit.

Drei Sommertage

Sommerglut brannte über der Erde. Still war die Luft und heiß. Valentin Barton ging mit seinem Mädchen noch einmal durch das wogende Korn.

„Morgen...“ sagte Zula traurig, „morgen...“

In seinen Augen blitzte es auf. Ein heller Glanz stand darin, eine starke Entschlossenheit:

„Ja, morgen geht's fort, gegen den Feind! Ha, Zula, in mir ist eine grimmige Lust, ein heiliger Zorn...“

Er streckte die Arme, spannte die eisenharten Muskeln, als wolle er ihre Kraft prüfen. Zula sprang erschrocken zur Seite:

„Wie wild du bist!“

Scheu sah sie zu ihrem Liebsten auf: Wie verändert war der! Wie straff seine Haltung, wie markig die Stimme! Und die Augen... Solch ein Leuchten hatte sie nie vorher darin gesehen, nicht einmal damals, als er ihr zum erstenmal gesagt hatte: Kleine Zula, ich hab dich so lieb! Sie ging neben ihm her mit gesenkten Lidern.

Wie jene wonnigen Tage ihr lebendig wurden! Sonntag war's. Im Schimmer des Frühlings lag das Dorf, eingebettet in lauter Duft und Blüten. Ein lauer Wind wehte schmeichelnd um Stirn und Wangen, spielte mit den Zweigen, schüttelte einen Blütenregen über sie aus. Auf ihrem blonden Haar lagen die zarten, weißen Sternchen. —

„Wie ein Brautfränzlein“, hatte Valentin gesagt. Und wie sie errötend die Augen niederschlug, da ward er keck — da nahm er ihre Hände und streichelte sie und küßte sie auf den Mund und flüsterte ihr ins Ohr so weich, so zärtlich, wie sie's ihm nimmer zugetraut: Kleine Zula, ich hab dich so lieb!

Sie seufzte auf — das war im Frühling, und heute...

Rings war es still. Nur die unermüdliche Lerche jubelte hoch in den Lüften, und das reife Korn flirrte leise im leichten Abendwinde. Valentin riß eine Aehre aus und ließ sie spielend durch die Finger gleiten:

„Wie herrlich heuer die Gottesfrucht ist...“

Und dann horchte er auf. Vom Dorfe herüber kamen die Klänge einer Ziehharmonika und die Melodie eines alten Volksliedes. Er sumnte den Text mit:

„Röslein am Strauche blühn
Ewig doch nicht.
Lieb' ist so lang' nur grün,
Bis man sie bricht.
Nimm die zwei Röslein
Dir auf den Hut,
Immer beieinander sein
Tut auch kein gut!“

Und von drüben her klang es:

„Wenn die zwei Röslein
Nicht mehr sind rot,
Wirf sie in den Fluß hinein,
Denk, ich wär tot.“

Valentin blieb stehen. Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf und färbte sein hübsches, gebräuntes Gesicht tiefdunkel. Er ließ Zulas Hand los, hob mit zwei

Fingern ihr Kinn zu sich empor und sah ihr in die Augen:

„Wirfst du mir auch treu bleiben, Zula?“

Sie hielt den Blick aus.

„Bis in den Tod“, versicherte sie und erschrak vor dem Wort.

„Tod... O mein Gott, er ging ja in den Tod!“

Die dunkle Schwermut ihrer Augen vertiefte sich, wie heißes Flimmern stieg es darin auf.

„Ja“, sagte Valentin, „ich glaube dir. In deinen Augen sieht man bis auf den Grund.“

Drüben auf der Dorfstraße war es still geworden; auch die Lerche sang nicht mehr, nur das Korn raunte und flüsterte, und die Heimchen zirpten am Wegrand. Da nahm Valentin sein trauriges Lieb in die Arme und drückte den blonden Kopf an sein heiß schlagendes Herz:

„Zula, kleine Zula...“

Er küßte sie mit der Glut seiner starken Mannesliebe. Vergessen war der Krieg, in weite Ferne gerückt; erloschen der Weltbrand vor dem süßen Geflüster der Liebe.

Aber der Zeiger rückte weiter, die grausame Zeit hielt ihren Schritt nicht an. Die Abschiedsstunde kam...

Der Morgen hob sich in strahlender Schönheit aus dem Schoß der Nacht. Taufrißch glänzten Blatt und Gräser. Vom Dorfe her kam der schwere Massenschritt der ausrückenden Krieger. Hart klang er auf der von des Sommers Glut ausgetrockneten Straße, er tat den Ohren weh. Jeder Schritt war wie ein schwerer Schlag auf das müde, bangende Herz.

Zula ging stumm neben Valentin her, ihr übervolles Herz fand keine Worte. — Minuten nur noch gehörten ihr und ihm!

Der kleine Bahnhof lag ganz im Walde, dunkle Tannen traten dicht an die Böschung heran, die ein schmaler Graben von dem Schienenweg trennte. Bliczend brachen sich die Sonnenstrahlen in den blanken Gleisen, grell hob sich der frisch aufgeschüttete Kies heraus. Ein Leerzug wartete.

Zula schluchzte leise in ihre Schürze hinein, sie mühte sich vergeblich, das aufquellende Weh zu meistern. Alles sah heute so trübe aus, wie hell auch die Sonne schien. Dinge, an denen sie sonst gleichgültig vorübergegangen war, bekamen Leben und Bedeutung. Die Laternen der Lokomotive funkelten böse in blaßgelbem Licht. Wie ein Raubtier sah die Maschine aus, das all das blühende Leben da vor ihr verschlingen wollte!

Die Wagen füllten sich rasch. Und dann drängte sich alles noch einmal an die Fenster und Türen. Auch Zula drückte sich durch den Menschentnäuel, einen letzten Kuß, ein letztes Wort zu erhaschen. In dieses Abschiednehmen hinein tönte schrill die Signalpfeife, klang der Ruf der Beamten: Abfahrt! Krachend flogen die Türen zu, fauchend setzte sich der Kolosz in Bewegung. Weiße Rauchwolken stiegen auf, zogen über den schwarzgrünen Tannen hin und zerflatterten in der blauen Luft. Zula stand noch und starrte dem davoneilenden Zuge nach, als er längst, bei einer Kurve, im grünen Walddunkel verschwunden war. Ihre Tränen waren versiegt; mit trocknen, brennenden Augen stand sie, wie erstarrt.

Da legte sich eine Hand leicht auf ihren Arm, eine tiefe Männerstimme klang, wie aus weiter Ferne, an ihr Ohr:

„Willst du nicht nach Hause gehen, Zula? Den Valentin kannst du doch nicht mehr sehen, und wenn du bis morgen früh hier stehst.“

Sie fuhr zusammen. Vor ihr stand Wilhelm Schulze. Vor einem halben Jahre hatte er Hochzeit gehabt. — Ja, der hatte es gut, der brauchte nicht mit in den Krieg! Bei einem Brande war's — er war der erste und der letzte beim Rettungswerk — da war ihm von herabstürzendem Gebälk der rechte Arm zerschmettert worden. Der Arm war steif geblieben, und der Wilhelm kriegsuntauglich.

Etwas wie Leid kroch in Zulas Herz. Sie deutete auf seinen rechten Arm, während sie langsam neben ihm herging:

„Ihr habt's gut, du und deine Frau...“ sagte sie bitter. „Dein Unglück ist dir zum Segen geworden... brauchst nicht mit.“

Da fuhr er mit einem Ruck in die Höhe:

„Das verstehst du nicht“, sagte er rauh. „Was wißt ihr Weiber davon, wie einem Manne zumute ist, der in der Vollkraft seiner Jahre zuhause hocken muß, wenn der Feind vor den Toren steht?“

Zula sah ihn an, erschrocken, verwundert: Nein, sie verstand ihn wirklich nicht.

„Es war Gottes Wille so“, sagte sie einfach; „wir brauchen auch zuhause Männer.“

Er wandte sich trotzig ab. Da ließ sie ihn stehen, nickte seiner Frau zu, die am Fenster hinter blühenden Geranien saß und an einem winzigen Hemdchen nähte, und ging.

Er sah ihr nach, wie sie den lindenumsäumten Weg dahinschritt mit ihrem leichten, wiegenden Gange. Ihr blondes Haar leuchtete wie die gleißende, gelbe Sonne.

„Hübsch ist die Zula“, dachte er, „und verständig.“ —

Ueber den Feldern lag die Mittagsglut. Das reife Korn wogte leise, es harrte der Sichel. Die Arbeit ruhte, wie ausgestorben lag das Dorf. Zula hockte in ihrer Kammer. Sie sah mit den verweinten, verschwollenen Augen von ihrem Siebelfenster über die Felder, sah nach dem Walde, der sie umgrenzte und der sich meilenweit hinzog bis zur Stadt, in der das Leben so unruhig pochte, lärmte, hämmerte wie jetzt ihr Herz, das ihr springen wollte vor Weh. Vater und Mutter ließen sie gewähren. Mochte er austoben, der Schmerz! Das ist besser, als wenn man ihn in sich hineinsfrißt und sich im stummen Gram verzehrt! Aber der Bauer kennt keine Sentimentalität. Den einen Tag gönnte man der Zula, dann hieß es: sich regen. Doppelt regen, weil die Männer fehlten. Und sie kam auch zu Zula, die große Trösterin der Menschheit und goß die Fülle ihres Segens über sie aus. Es war ja Erntezeit, und die Männer fehlten. Sie war unermüdllich tätig, früh vom ersten Hahnen-schrei bis zum späten Abend, wenn am blaßblauen Sommerhimmel die Sterne aufflammten. Wenn sie dann in ihrer Kammer in wohliger Müdigkeit die jungen Glieder streckte, nahm der Schlaf sie in seine Arme und drückte ihr die Lider zu. Zum Weinen hatte Zula keine Zeit mehr. Am Tage die Arbeit, nachts der Schlaf und die Träume. Die Träume, die ihr den Liebsten brachten in seiner männlichen Schönheit und Kraft. Sie schaute in seine treuen Augen, sie hielt seine Hand, sie bot ihm den jungen, blühenden Mund zum Kusse. — —

Der Weltbrand tobte und trug seine Schatten in das stille Walddorf. Der einzige Sohn des Gemeindevorsethers Krüger war gefallen, der Sohn des Rectors vermißt, der Bruder der jungen Frau Schulze schwer

verwundet, das waren die ersten Opfer, andre folgten. Der alte Hanuschek, der mit dem Postsack über dem gekrümmten Rücken alltäglich durch das Dorf ging, war eine bedeutende Persönlichkeit geworden, trug er doch ein Stück Schicksal in dem grauen, unscheinbaren Leinensack. Zula fühlte jedesmal, wenn sie ihn sah, das erschlassende Angstgefühl, das ihre Knie zittern, ihr Herzblut stocken ließ. Valentin schrieb oft. Noch war er gesund. Er hatte sich wiederholt hervorgetan und war für Tapferkeit vor dem Feinde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet und zum Unteroffizier befördert worden.

„... Und im Herbst komme ich auf Urlaub, dann machen wir Hochzeit!“

War das ein Glückstag, an dem Zula diese Nachricht empfing! Sehnsüchtig und voll froher Hoffnung wartete sie auf den Herbst. Sah voll Freude die Tage kürzer werden, das Korn auf den Feldern sich goldig färben. Und er kam, der Tag, der ihn den Liebsten brachte. Lachend und weinend hing sie an seinem Halse, wie sie's im Traume geschaut. Küßte die bärtige, gebräunte Wange, das kleine, schwarze, silbern umrahmte Kreuz auf seiner Brust. Strich mit weichen Fingern über die Narbe, die sich wie ein flammender Streifen über seine Stirn zog. —

Der letzte Schein des gesunkenen Tages lag verglühend über der Landschaft; in feurige Höhe getaucht stand der Wald. Valentin und Zula gingen durch die Felder, wie vor einem Jahre, nur daß heuer das Korn schon in Garben stand.

Valentin sah nach dem Himmel:

„Ich glaube, wir kriegen schlechtes Wetter. Sieh nur, Zula, wie der Wald brennt! Das deutet allemal auf Regen!“

Sie nickte: „Ja, und gestern hatte der Mond einen Hof, und Lämmerwolken standen am Himmel, und ...“

„Und ... und ... So viele Zeichen auf Regen! Da muß ich sehen, daß ich morgen das Korn hereinbringe. — Hoffentlich hält's morgen noch aus, und das Korn kommt trocken herein.“

„Ich werde dir helfen.“

„Helfen kann mir der Hüterjunge vom Krüger, ich hab schon mit ihm gesprochen. Du sieh, daß du mit deinem Staat fertig wirst und alles richtest für die Hochzeit.“

Sie waren bis zum Walde gekommen, der im heraufdämmernden Abend geheimnisvolle Tiefen bot. Valentin drückte Julas Arm fester an sich.

„Jula, Mädels, ein Tag noch, dann gehören wir zwei uns für immer!“

Laut rief er's in die dunkle Stille hinein.

„... für immer!“ klang es aus dem Walde zurück.

„Hör' nur das Echo!“ und er rief es noch einmal in den Wald hinein voll übermütiger Lust.

„Für immer!“

„Für immer!“ kam es dumpf zurück; es klang wie Hohn. Ein Waldkauz lachte dazu.

„Der Totenvogel“, sagte Jula und zog fröstelnd die Schultern zusammen.

Valentin bückte sich, nahm einen Stein vom Wege auf und warf ihn nach dem spöttischen Vogel. Mit zornigem „Kitwitt, kitwitt“, flog er davon.

„So, den sind wir los.“

Valentin sah wieder nach dem Himmel. Ein gelber

Streifen, mit schmutzigem Rot gemischt, stand am westlichen Horizont.

„Also — morgen das Korn in die Scheuer, übermorgen die Braut ins Haus“, sagte Valentin, „und acht Tage später geht's wieder fort...“

Ein Schatten ging über Zulas schönes Gesicht. Glück und Leid, wie nahe sind sie beieinander! Sie freute sich auf ihren Hochzeitstag, sie sehnte ihn herbei und bangte davor, sah dahinter schon das Gespenst der Trennung lauern, das ihr kurzes Glück erwürgen wird. In ihren Hochzeitsswein wird ein bitterer Tropfen fallen — derselbe Tropfen, der seinen Becher überschäumen ließ!

„So seid ihr Männer...“, sagte sie traurig. „Bist erst wenige Tage hier und freust dich schon wieder aufs Fortgehen.“

Er strich verlegen durch sein dunkles Kraushaar.

„Ja, siehst du, Zula, das ist nun mal so... Mann und Weib sind verschieden geartet — Wozu hat man Sehnen wie Hanfstricke und Mark in den Knochen? Und das rebellische Blut in den Adern?... Sollst ich zuhause sitzen? Was meinst du wohl, wie mir zumute wäre? Nein, das geht nicht, das kannst du nicht von mir verlangen! Deswegen bin ich dir nicht weniger gut...“

Sie senkte den Kopf. Die Worte fielen ihr ein, die Wilhelm Schulze vor einem Jahre zu ihr gesprochen: Das verstehst du nicht!

„Sie sind doch alle egal — und der Valentin hat sich verändert in dem einen Jahre!“

Es kam eine heiße Angst über sie.

„Du wirst mich vergessen in dem wilden Kriegsleben!“

Er schüttelte den Kopf. „Vergessen, meine kleine Zula?... Vergessen... O nein, Zula, vergessen werd ich

dich nicht. Aber da draußen ist's nicht wie hier. Da weiß man nie, was der nächste Augenblick bringt...“

Sie waren längst wieder aus dem Walde herausgetreten. Das feurige Rot am Himmel war erloschen, still schlich die Dämmerung heran. Am Wege sangen die Heimchen. Zula lehnte den Kopf an Valentins Brust. Tränen drängten sich unter den gesenkten Wimpern hervor. Ein brennender Tropfen fiel auf seine Hand. Da wallte die ganze Zärtlichkeit seiner ehrlichen Liebe in ihm auf, er legte seinen Arm um ihren schlanken Leib und küßte die Tränen von ihren erblaßten Wangen.

„Du wirst nicht wiederkommen“, klagte Zula, „ich hab ein so schweres Ahnen auf der Brust.“

Er raffte seine Gestalt zur vollen Höhe und blickte verloren ins Weite.

„Wir stehen in Gottes Hand, Zula, hier wie dort — Und wenn ich nicht wiederkomme, wenn es Gottes Wille ist, daß mir in fremder Erde mein Grab gegraben wird, dann, Julischka, klage mir nicht. Nimm demütig hin, was Gott dir schickt.“

Zula schwieg. Ach, alles in ihr lehnte sich auf gegen dieses demütige Verzichten. Sie war lebenshungrig, glückshungrig! Wie der Mann da vor ihr stand in seiner stolzen Kraft! —

„Valentin, du darfst mir nicht sterben!“ rief sie leidenschaftlich. „Ich könnte es nicht ertragen.“

Ihre kleine, hartgearbeitete Hand umschloß die seine wie ein Schraubstock. Er lächelte.

„Sieh, was du für Kraft hast! Sei nicht so verzagt, Julischka, wir sind ja beisammen. Ein Tag noch, dann bist du mein Weib. — Verdirb uns nicht die Stunde des Glücks.“

Die Nacht war schwül. Der Morgen brachte keine Frische, es war kein Tau gefallen. Durstig standen Blumen und Gräser; mit heißem, schwerem Atem strich der Morgenwind darüber hin.

Valentin hatte die ganze Nacht hindurch gearbeitet, aber er spürte keine Müdigkeit. Unter einem alten Birnbaum am Wegrand lagerte er und verzehrte mit dem größten Appetit das Frühstück, das Zula ihm gebracht hatte. Sie lehnte am Stamm des knorrigen Birnbaums und sah ihm zu, wie seine weißen Zähne in das kräftige Brot einbissen.

„Anders als im Schützengraben ist's hier schon“, sagte Valentin und schnitt behaglich Brot und Speck zurecht. „Diese heilige Ruhe... Es war eine schöne Nacht... Wir haben tüchtig geschuftet, der Vinzenz und ich.“

Zula nickte ihm zu.

„Wir waren auch nicht faul. Der Kuchen ist fein geraten, und dein Häus'l... na, du wirst Augen machen.“

Sie bückte sich, packte die Reste des Frühstücks zusammen mit flinken, geschickten Bewegungen. Wie ein Bachstelzchen hüpfte sie herum. Dann saßen sie zusammen im Grase, im Schatten des alten Baumes und küßten sich.

Die Sonne stieg langsam höher, sie hatte eine schmutzige, gelbe Schleppe, von schwefeligem Gelb umsäumt. Die Luft war heiß und drückend; eine unheimliche Stille war in der Natur. Die beiden merkten es nicht. Jedes Denken ging unter im Wonnerausch der Liebe. Sie sahen nichts, sie fühlten nichts als das selige Beieinandersein. Die Welt um sie her versank im Glück der Liebestunde.

„Der Abend gehört uns ganz“, flüsterte Valentin dem Mädchen ins Ohr.

Peitschenknallen und das Geräusch eines heranrollenden Wagens schreckte die Liebenden auf:

„Der Vinzenz! Noch rasch einen Kuß!“ —

Der Wagen kam näher, polternd und ratternd auf dem unebenen Weg. Vinzenz stand aufrecht und schmetterte im hellen Sang seine Jugendlust in den stillen Morgen hinein. Ein altes Volkslied sang er, schwermütig in Sinn und Weise. Seinem sorglosen Knabenherzen war die tiefe Bedeutung nicht bewußt. Er sang, was alle sangen, was er so oft jetzt im Dorfe hörte:

„Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abschied nehmen:
O du aller schönste Bier,
Scheiden das bringt Grämen.
Da ich dich so treu geliebt
Ueber alle Maßen,
Soll ich dich verlassen.“

Zula schreckte auf; über ihre glühenden Wangen ging ein jäher Frosthauch, und das selige Leuchten ihrer Augen erlosch. Sie umklammerte Valentins Arm mit beiden Händen:

„Verlassen... Valentin, hörst du, was er singt?...“

„Närrchen du... ein altes Lied, das jeder singt...“

Heiße Küsse erstickten ihre Angst — — — Der Wagen hielt. Zula riß sich los, strich ihr zerzaustes Haar zurecht. Noch einmal tauchten ihre Blicke ineinander, dann nahm sie ihren Deckelkorb vom Boden auf und ging.

Auch Valentin wandte sich seiner Arbeit zu. Er war so glücklich, so froh... Er hätte seine Seligkeit laut hinausjubeln mögen wie der junge Bursche da vor ihm.

„Hallo, Vinzenz“, rief er ihm zu, „jetzt wollen wir arbeiten, daß ein Auge das andere nicht sieht! Rasch... hierher fahre mit dem Wagen!“

Schweigend arbeiteten sie nach Bauernart. Einmal lobte Valentin den Jungen ob seines Fleißes, griff nach dem Krüge, den Zula ihm zurückgelassen, und füllte erst ihm, dann sich selber einen Becher voll mit dem duftenden, braunen Trank. Das erfrischt! War gut gegen Durst und Hitze. Dann arbeiteten sie wieder schweigend weiter. Der Wagen füllte sich rasch. — Die Spannung in den Lüften nahm zu. Die Sonne war verschwunden, der Himmel mit dunklen Wolken wie mit einem Mantel umspannt.

„Ich glaub', es kommt ein Wetter“, sagte Valentin und wischte den Schweiß von der Stirn.

Der Junge steckte die Hände in die Hosentaschen und nahm eine altkluge Miene an:

„Ich glaub' es ist schon da. Hört doch, wie es pfeift in der Luft. — Das Beste ist, wir fahren nach Hause.“

„Junge, bist du gescheit“, grollte Valentin. „Erst muß das Korn herein bis auf die letzte Garbe. Hur-tig... vorwärts!“

Widerwillig gehorchte der Bursche, sprang auf den Wagen und fing die Garben auf, die Valentin ihm zuwarf.

Ueber ihnen war ein dumpfes Grollen. Der erste Blitz zuckte auf. Ringsum unheimliche Stille. Noch lag

der Sturm geduckt am Boden wie ein sprungbereites Raubtier. — —

„Es ist furchtbar schwül“, sagte Zula, als sie vom Felde kam. Die jüngeren Geschwister saßen in der Haustür und banden Kränze aus Tannengrün. Ganze Berge davon waren vor ihnen aufgehäuft. Der Tannenduft und der Geruch von frischem Kuchen durchzog das ganze Haus. Zula sog vergnügt die Luft ein; es roch schon ganz festtätlich.

„Horch, es donnert!“ sagte die kleine Christel zu dem Bruder. „Wir wollen die Kränze ins Haus tragen.“

Und sie schleppten die schweren Kränze nach dem Hausflur, legten sie sorgfältig auf den roten Ziegeln nieder und hockten zusammen, furchtsam, eins das andere tröstend.

Zula stand in ihrer Kammer und besah ihren Brautstaat, der auf ihrem Bette ausgebreitet lag: die Schürze von schwerem Brokat, den feinen Tuchrock. — Einmal ging ihr Blick sorgenvoll nach dem Fenster. Es bligte und donnerte, ein schweres Wetter zog herauf. Sie schlug ein Kreuz und betete ein Vaterunser. Dann nahm sie behutsam ihren Brautkranz in die Höhe. Zärtlich strichen ihre Finger über die glänzenden Blättchen, aus denen scheu und verträumt die weißen Blüten schauten. Ganz versunken stand sie da. Da zuckte ein greller Blitz nieder; sekundenlang stand ihre Kammer in Flammen.

„Jesus...“ schrie sie auf. Der Brautkranz entglitt ihren bebenden Händen und fiel zu Boden, sie merkte es nicht.

„Valentin...“ Der Gedanke an ihn ging schreckhaft

durch ihren Kopf. War er noch auf dem Felde?... Warum war er nicht hier? Wo war er bei diesem schrecklichen Wetter?...

Eine heiße Angst überfiel sie. Sie lief vors Haus und spähte die Straße hinab. Die lag öde unter dem dunklen Gewitterhimmel, kein Mensch war zu sehen. Die Stille ringsum unterbrach in rascher Folge das Krachen des Donners. Grelle Blitze zerrissen das dunkle Grau der Wolken. Es roch nach Schwefel. — Zula atmete schwer. Sie stand und schaute und lauschte. — Durch das Grollen des Donners, das Heulen des Sturmes hörte sie dumpfes Räderrollen. — Deutlicher ward es, näher kam es, in rasender Eile — führerlos — Valentins Gespann!

Der hochbeladene Wagen schwankte, die Pferde dampften, dicke Staubwolken wirbelten auf. Wenige Minuten, und das Gefährt war vorüber, verschwunden wie ein toller Spuk.

Zula hielt sich taumelnd am Gartenzaun fest; eine wahnsinnige Angst umklammerte ihr Herz, legte sich lähmend auf ihre Sinne: Wo war Valentin? War er abgestürzt vom schleudernden Wagen?

Sie lief, wie sie war, ohne Besinnung aufs Feld. Der Sturm zerrte an ihren Kleidern, riß an ihrem Haar, peitschte ihr Staub und Sandkörner ins Gesicht. Sie merkte es nicht. Immer schneller lief sie, dem rasenden Sturme entgegen.

„Lauf nicht so, Zula, es ist nicht gut beim Gewitter“, rief ihr ein Bauer zu, der vorüberkam.

„Habt Ihr den Valentin nicht gesehen?“ fragte sie hastig.

Er zuckte die Achseln: „Nein, gesehen hab ich ihn nicht. . . Wo wird er sein? — Zuhause, bei der Mutter, oder in der Kneipe. — Geh doch nach Hause, Mädel; was willst du bei dem Wetter auf der Straße?“

Sie hörte ihn nicht mehr. Etwas war geschehen, sie fühlte es an dem bangen Schlag ihres Herzens.

Es war dämmerig geworden. Still, leer lag das abgeerntete Feld vor ihr.

„Valentin! . . .“ rief sie durch die hohle Hand. „Valentin!“ Aber niemand gab ihr Antwort als der Sturm, der bald johlend und pfeifend, bald wimmernd wie ein Sterbender sie umflog.

Sie lief über die Stoppeln, in wilder Hast. Die Haare hingen ihr wirr ins Gesicht, die Kehle war trocken von einem heißen, tränenlosen Schluchzen.

„Valentin . . .“ sie rief es nicht mehr laut, sie murmelte es leise, beschwörend — ohne Hoffnung.

Und dann stand sie still, sah um sich, wie erwachend aus schwerem Traum:

„Mein Gott, warum suche ich ihn hier auf dem Felde? Zu Hause wird er sein bei diesem wilden Wetter! Aber der Wagen . . . der führerlose Wagen . . .“

Und sie ging weiter, kreuz und quer über die Stoppeln, verstört, mit schleppenden Schritten, ohne Hoffnung und doch getrieben von einer inneren Stimme: Suche . . . suche . . . hier mußt du ihn finden! — Und sie fand ihn.

Neben einem dichten Weidenbusch am Wegrand lag Valentin wie ein gefälltter Baum, seltsam beleuchtet vom Schein der zuckenden Blitze.

„Valentin!“ Heißer rang es sich aus ihrer Brust. „Hörst du mich nicht? Um Gott, was ist dir . . .“

Sie sank neben dem Reglosen in die Knie, nahm seine Hände — sie waren kalt und starr — riß das grobe Leinwandhemd auf und horchte auf den Schlag seines Herzens. Aber dieses einst so heiß schlagende Herz blieb still. Nichts hörte sie, als das wilde Tosen ihres Blutes, das nach dem Herzen, nach dem Kopfe drängte. Sie sah — und wollte nicht glauben, was sie sah — sah war das Gesicht ihres Liebsten, die Augen gebrochen. — — Sie küßte die kalte Stirn, die blassen Wangen, seine Lippen, rief ihn mit tausend zärtlichen Worten.

„Valentin, Geliebter, o nur noch einmal sieh mich mit deinen guten, treuen Augen an, noch einmal, ein einziges mal sag zu mir: Kleine Zula, ich hab dich so lieb. —“

Aber die Augen suchten sie nicht, die Lippen blieben stumm. Keine Antwort kam ihr von dem geliebten Munde. Nur der Sturm heulte und sang ihr seine wilden Melodien in die Ohren, die uralten Weisen vom uralten Leid, von der Ohnmacht derer, die vom Weibe sind.

* * *

Ein Jahr war vergangen, seit man Valentin Barton auf dem kleinen Dorfkirchhof zur letzten Ruhe gebettet hatte. Von Blumen überwuchert war das Grab, süße Vogellstimmen sangen dem stillen Schläfer da unten ihre Weisen.

Zula hatte frische Kränze gebracht. Laut schluchzend warf sie sich über den Hügel, der ihr Liebstes deckte. Ihre Tränen fielen auf die roten Rosen, glänzten wie Taupropfen in den duftenden Kelchen. Die letzten Sonnenstrahlen waren erloschen; Dämmerung stieg auf. Weiße Nebel hockten auf den Wiesen, duckten sich, flat-

terten auf, hingen wie Schleiersejen in den Weiden am Bache.

Vom nahen Walde her kam ein ängstliches Zwitschern — — ein verirrtcs Bögclchen suchte sein Nest. Der ängstliche Ruf weckte Zula aus ihrer Versunkenheit. Sie erhob sich, strich mit zitternden Händen das Haar an den Schläfen glatt, schüttelte die feuchte Erde aus ihren Kleidern; wandte sich zum Gehen, tat einen Schritt, blieb wieder stehen — sie konnte sich nicht trennen, es war, als hielte die Hand des Toten sie fest.

Gespensstisch blickten die weißen Steine, die Kreuze aus den dunklen Zypressen. Etwas wie Furcht durchrieselte Zulas Glieder. Wieder kam vom Walde her das ängstliche Rufen. Sie horchte auf — sie kannte den Laut, ein Rotschwänzchen mußte es sein! Ein wehes Lächeln irrte um ihren Mund: Einsam, verlassen wie ich!

Da — ihre Augen weiteten sich, sahen starr auf einen Punkt — — dort, bei der kleinen Kapelle — trat dort nicht ein Mann aus dem Dunkel der Bäume? Oder war es der Schatten der hohen Zypresse, den das Mondlicht auf den Weg warf? Nein... nein, es war ein Mann. — Er kam näher, kam auf sie zu — —

„Jesus, Maria!“ schrie sie auf und brach in die Knie.

„Aber Zula, Mädchen... ich bin's ja, der Wilhelm Schulzel“

Es war eine tiefe Männerstimme, die diese Worte sprach, ein starker Mannesarm, der die Wankende aufging. Sie stand, noch bebend vor Furcht.

„Gott, wie habt Ihr mich erschreckt“, flüsterte sie und machte sich sachte von dem stützenden Arm frei.

„Es ist spät geworden, Zula. Komm, wir wollen heimgehen.“

Sie nickte nur. Sorgfältig verschloß sie die Friedhofspforte und ging dann eine Weile stumm neben Wilhelm her.

„Mir geht's wie dir“, sagte der plötzlich in das Schweigen hinein, „auch ich hab mein Liebstes verloren — heut vor einem Jahre. Aber mein Weib hat mir den Jungen zurückgelassen, den Valentin. Ein Trost ist mir der kleine Kerl . . . Ach, du sollst nur sehen, wie lieb er ist. Es ist, als lachte die Sonne mich an, wenn ich seinen Blondkopf sehe! Freilich, auch eine große Sorge ist mir der Junge. — Wenn meine Schwester heiratet, was mach ich da mit ihm? Wer soll ihn pflegen und warten? Er ist ja noch so klein.. Und zart ist er, der Valentin . . . ihm fehlt halt die Mutter.“

Zula hatte nur halb zugehört. Wie im Traum ging sie neben dem Manne her. Ihre Seele war ja bei dem stillen Schläfer da draußen!

Jetzt war es ihr, als sei sie erwacht.

„Valentin . . . Valentin habt ihr ihn getauft?“

„Ja, Valentin . . . und lieb ist er und herzlich . . . ach, Zula, nur die Mutter fehlt ihm!“

Wilhelm war rot geworden. Es war nicht leicht, was er da begehrte; er fand die rechten Worte nicht. An die Mutter, an das Kind hatte er gedacht, und wie das Mädchen so vor ihm herging, da erwachte ein anderes Begehren in ihm, das verwirrte ihn.

Wie hübsch die Zula war! Das blonde Haar umleuchtete ihre Schläfen wie ein feines Goldgespinnst, der

Busen hob und senkte sich unruhig unter dem schneeigen Hemdchen. Er atmete schwer, sein Blut war erregt, siebrig rann es durch die Adern. Ein Bild schaute er, verlockend und schön — das blonde Weib da, seinen blonden Jungen im Schoß. — — Sein Weib, sein Kind ... sein ödes Haus wieder voll Licht und Wärme!

Sie standen gerade vor seinem Hause. Da zog er in schnellem Entschluß das Mädchen mit hinein:

„Komm, Zula, sieh dir den Jungen an!“

Sie folgte halb willig, halb widerstrebend und stand dann überrascht vor dem kleinen Schläfer. Das Kind lag da, mit aufgestemmtten Fäustchen und rosigen Wangen, wie ein schlafender Engel.

Zula stand und schaute mit verhaltenem Atem und hatte für den Augenblick sich und ihr Leid vergessen. Wilhelm sah es. Er nahm das Kind aus der Wiege und hielt es ihr hin:

„Gib ihm eine Mutter, Zula!“

Es erwachte. Mit beiden Armchen umschlang es ihren Hals, schmiegte sich fest an ihre Brust.

Wilhelm sah schweigend auf die Gruppe. Die nächsten Minuten waren entscheidend für sein Leben — sollte es einsam bleiben? Sein warmer Blick hing an Zulas lieblichem Gesicht mit der Kraft einer Bitte, die vom Herzen kommt.

Zula fühlte den Blick. Das Rot ihrer Wangen vertiefte sich, stieg bis in die weiße Stirn, die das weiche Gelock goldig umflimmerte.

Ein träumerisches Sinnen kam in ihr Gesicht. Durchs offene Fenster herein trug der Abendwind die Stimmen der Natur. Heimchen sangen am Wiesenrand, der alte

Birnbaum rauschte leise, und — kam nicht vom Walde her wieder der Angstruf des verfolgten Vögelchens, das die Mutter suchte?

Sie drückte das Kind fester an sich. Sie fühlte die Wärme des kleinen Körpers, fühlte das Herz des Kindes an ihrem schlagen. Da ging ein Beben durch ihre Glieder, ein seliges Erschauern. — Das Weib erwachte in ihr. Sie horchte den Stimmen da draußen, horchte auf das süße Lallen des aufsprossenden Lebens in ihrem Arm.

Wilhelm sah ihr bewegtes Mienenspiel. — Wie schön sie war!

„Zula,“ bat er, „willst du ihm die Mutter wieder geben?“

„Ja“, sagte sie leise, „ja... ich will ihm eine gute, treue Mutter sein.“



mit Erläuterungen und Einführung in die Dichtungen

Jugend- und Volksbücher

Irmgard Jaentsch, Die lustige Schweizerreise
brosch. 0,70, geb.

Drei, die zusammengehören — Richard Müller:

Schönes aus Schlesien

Von Kunstwerken und Kunstformen. Eine erste Einführung.
Mit 36 Abbildungen. Geh. 1,20, geb. 1,60 Mk.

Was die Heimat sah

Bilder und Erzählungen aus der Geschichte des schlesischen
Landes und seiner Hauptstadt. Achtes bis zehntes Tausend.
In 4 Hefen, je 0,60 Mk., geb. (in einem Bande) 3,— Mk.

Von Schlesiens Werden

Eine kleine Geschichte Schlesiens. (Mit ganz besonderer
Hervorhebung der kulturellen Entwicklung). 2. Auflage.
Mit 8 Abb. Geh. 0,75, geb. 1,20 Mk.

Sie verketteten Herz und Heimat. — Vielfach glänzend besprochen.

Geschichtliche Jugendschriften

Die neue Reihe. Hochinteressante Quellenbücher.

1. Die Pflicht des Schweigens. (Aus der
Zeit **Friedrichs des Großen**) . . geb. 1,—, brosch. 0,70
2. Bughachs Wanderbüchlein. (Aus der fahrenden
Schülerzeit) geb. 1,—, brosch. 0,70
3. Severin. (Aus der Zeit der Völkerwanderung)
geb. 1,—, brosch. 0,70

Soldatengeschichten aus der Zeit des **Alt-**
Feig geb. 1,60

Soldatengeschichten aus der Zeit der Maria
Theresia geb. 1,60

Hans von Schweinichen. Lebensbuch eines
Ritters aus dem 16. Jahrhundert . kart. 0,90, geb. 1,20

Der ungarische Simplizissimus. Eine
Selbstbiographie aus der Zeit der Türkenkriege, geb. 2,50

Die Kinder des Rats Herrn. Eine Geschichte
aus Alt-Riga (Hanszeit) geb. 1,—

Puffitenjahre. Eine Erzählung von Fedor
Sommer 1,—, geb. 1,60

BÜCHER

über Oberschlesien u. von Oberschlesiern

Heimatkunde des Kreises Neisse

Herausgegeben von Dr. Schmitz,
Schulrat und Georg Knappe, Lehrer.

Preis 1,40 Mark

„Liebe, alte Stadt“

Gustav Freytags Erinnerungen
an seine Vaterstadt Kreuzburg

Herausgegeben von Karl Fleischer
Mit zahlreichen Bildern 1,— Mark

E d u a r d M e n s c h i g :

Verordnungen

betreffend das Volksschulwesen
des Regierungsbezirks Oppeln

Preis 20 Mark.

BÜCHER

über Oberschlesien u. von Oberschlesiern

Gnielczyk

„Valentin sucht das Glück“, Erzählung . . 0,60 Mk.

Alfons Hayduk

„Der Himmelschlüsselhans“, Kinderlegende 0,50 Mk.

„Das schlesische Adventspiel“ 0,15 Mk.

„Die blutende Heimat“, Gedichte 2,— Mk.

Helmuth Warmuth

„Von Kron und Kranz und Sternenglanz“, sehr schön
ausgestattete Märchen 1,60 Mk.

„Neue Mär aus alter Zeit, alte Mär von Spiel und
Streit“, sehr schön ausgestattete Märchen 1,60 Mk.

Viktor Kaluza

„Der Grillengarten“, Gedichte. **Neu!** 2,—

Antonius Franz

„Morgengabe“ geb. 1,20 Mk.

Nowinski (Oppeln)

„Die bunte Wiese“, ein Märchenbuch für die Familie
kart. 1,60 Mk., gebunden 2,— Mk.

Oberschlesisches Industriegebiet

(Zaurahütte), Künstlersteinzeichnung 100/70 cm 6,— Mk.
schulfertig aufgezogen 7,— Mk.



